

Wissenschaftliches Kolloquium des ZTG
Sommersemester 2013

Männlichkeit und Reproduktion – Reproduktion von Männlichkeit?

4./5. Juli 2013

HU Berlin, Hauptgebäude, Unter den Linden 6, Senatssaal

Donnerstag, 4.7.2013, 16:15-20:00

- 16:15 Begrüßung
Kultur- und literaturwissenschaftliche narrative Strategien der Reproduktion von Männlichkeit
- 16:30-18:30 Andreas Kraß (HU Berlin):
Freundesklage. Zur diskursiven Reproduktion von Männerfreundschaft

Ulrike Vedder (HU Berlin):
Reproduktion in Gefahr? Männliche Junggesellen in Literatur und Wissenschaften des 19. Jahrhunderts
- 18:30-19:00 Kaffeepause
- 19:00-20:00 Mascha Vollhardt (HU Berlin):
Verhinderte Väter. Zum Zusammenhang von Impotenz, Heterosexualität und hegemonialer Männlichkeit in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Moderation: Dorothea Dornhof (HU Berlin)

Freitag, 5.7.2013, 9:30-ca. 18:30

- 9:30 Begrüßung
Reproduktionsarbeit und „neue Männlichkeit“
- 9:45-11:45 Andreas Heilmann (HU Berlin):
Männlichkeit im Reproduktionsdilemma? Sozial- und zeitdiagnostische Perspektiven von Krisenanalysen

Marc Gärtner (EAF Berlin):
Männer in Teil- und Elternzeit. Zwischen Vereinbarkeitswünschen und Verfügbarkeitskulturen Männer in Teil- und Elternzeit - Zwischen Vereinbarkeitswünschen und Verfügbarkeitskulturen
- 11:45-12:00 Kaffeepause

- 12:00-13:00 Toni Tholen (Universität Hildesheim):
Zum Wandel von Väterlichkeit und Care work in der Literatur
Moderation: Beate Binder (HU Berlin)
- 13:00-14:30 Mittagspause
Männerbündische Selbstreproduktion in den Wissenschaften
- 14:30-16:30 Falko Schnicke (HU Berlin):
„Eine große Familie“: Historische Seminare als Reproduktionsorte männlicher Wissenschaft
Tanja Paulitz (Universität Würzburg):
„Hegemoniale Männlichkeiten“ als narrative Distinktionspraxis im Wissenschaftsspiel. Zur historischen Reproduktion von Männlichkeit am Beispiel des Ingenieurberufs
Moderation: Claudia Bruns (HU Berlin)
- 16:30-16:45 Kaffeepause
- 16:45-18:15 Podiumsdiskussion Reproduktion (männlicher) Machtverhältnisse im Netz
Es diskutieren: Andreas Kemper (Münster), Charlott Schönwetter (HU Berlin); Kathrin Ganz (Hamburg)
Moderation: N.N.

Workshop & Discussion

Reworking Affect. Queer-Feminist Engagements

With Marie-Luise Angerer (Cologne), Deborah Gould (Santa Cruz), and Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Manchester)

27 June 2013, ICI Berlin

Detailed information on the event will be published soon at <http://www.ici-berlin.org/>

Co-organized by

ICI Berlin Institute for Cultural Inquiry

MPIB (Max Planck Institute for Human Development Berlin)

ZtG (The Center for Transdisciplinary Gender Studies)

Karin Aleksander

Auf der Datenautobahn durch Europa : Bericht über die 47. Fachtagung der deutschsprachigen Frauen-/Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationsstellen in Kassel vom 19.-21.10.2012

In den schon fast dreißig Jahren seit den ersten Treffen der deutschsprachigen Frauen-/Lesbenarchive, -bibliotheken und -dokumentationsstellen 1983 gab es schon mehrere Treffen in Kassel. Das dortige Archiv der deutschen Frauenbewegung, seit 2003 eine Stiftung, arbeitet bereits seit März 1984.¹ All das schrumpft „zusammen vor den Riesenschritten der Zeit“, wie Louise Otto-Peters ihre Gedanken nach einer Kassel-Fahrt resümierte. Für die Organisatorinnen der Fachtagung gehören diese Riesenschritte der Zeit zum tagtäglichen Programm. Wohl deshalb umspannen die Themen der Kassel-Tagungen immer die Zeit von der Vergangenheit bis in die Zukunft. 2004 ging es um „Fraueninformationseinrichtungen in der vernetzten, virtuellen Informationswelt“, 2012 um „Zugangswege zu und Vernetzung von Quellen zur Geschlechtergleichstellung“. 2004 hielt einen einleitenden Vortrag Tanja Carstensen von der TU Hamburg-Harburg, 2012 ihre Kollegin Kathrin Ganz. Sie zeigte in ihrem Vortrag zum Thema „Die Archive ins Netz und das Netz in die Archive“, wie sich die Lesben- und Frauenarchive in der digitalen Welt von heute bewegen. Sie stellte einige feministische Interventionen der jüngsten Vergangenheit vor und rief dazu auf, diese Aktionen im Netz ebenso für die Nachwelt zu speichern wie auch die historischen Ergebnisse mit den modernen Web 2.0-Mitteln mehr zu verbreiten und v.a. für die jüngere Generation bekannter zu machen. Die Diskussion griff genau diese Fragen auf und zeigte damit, wie wichtig den Frauenarchiven und -bibliotheken ihre Verantwortung ist, Wissen zu speichern, zu erhalten und zu verbreiten. Auch beim Speichern digitaler Quellen können sich die Fraueninformationseinrichtungen nicht auf den allgemeinen Sammelauftrag der Deutschen Nationalbibliothek (DNB) verlassen. Wichtige Quellen, wie z.B. die Webseiten der Ladyfeste, werden bereits seit Jahren in verschiedenen Einrichtungen gespeichert. Besonders diskussionswürdig erschien vielen die vermeintliche oder existierende Kluft im Feminismus zwischen den Generationen oder auch zwischen Politik und feministischer Wissenschaft, zwischen Kollektivität und Individualität. Daraus entstand die Anregung, das Thema, wie wir als Spezialistinnen mit den Ergebnissen und Fragen der ersten und zweiten Frauenbewegung heute zwischen den an der feministischen Bewegung interessierten Generationen vermitteln können, auf einer kommenden Fachtagung ausführlicher zu besprechen.

In der traditionellen Vorstellungsrunde informierten die rund 50 anwesenden Frauen von ca. 35 Einrichtungen aus dem deutschsprachigen Raum, also der BRD, Österreich, Luxemburg, Norditalien und der Schweiz, über ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte. Die ausführlichen Jahresberichte hatten alle bereits vorher zugeschickt bekommen. Sehr erfreulich war, dass neue Einrichtungen an der Tagung teilnahmen: 1. die Frauenbibliothek Basel, ein ehrenamtliches Projekt, dessen Trägerinnen die Bibliothek als einen politischen Ort verstehen; 2. Madonna e.V. aus Bochum, ein Archiv für Prostitution und Prostituierte; 3. die Bibliothek des Lette-Vereins Berlin und 4. die Lesbisch-Schwule-Geschichtswerkstatt, ein Projekt im CSD-Verein Rhein-Neckar e.V. aus Mannheim, geleitet von Ilona Scheidle. Der leidige Trend prekärer Arbeitsverhältnisse und mangelnder Finanzierung setzte sich bei vielen Projekten auf regionaler Ebene fort, ob nun in Bochum, Wien, Luxemburg, Leipzig

¹ S.: <http://www.addf-kassel.de/index.html>

oder Meinungen. Stellvertretend für alle kleidete das MonaliesA aus Leipzig in die Frage: „Warum gibt es immer weniger Geld für Frauen- und Gleichstellungsprojekte?“ Ein Stichwort aus Wien verdeutlichte das zu lösende Problem für viele Stadt- und Landesregierungen mit der Frage: „Was ist wichtiger, der Frauennotruf oder das Frauenarchiv?“ Diese Argumentation führte auch in Nordrhein-Westfalen dazu, dass radikal an den Kosten für Frauenarchive und -bibliotheken gespart wurde. Andererseits gibt es eine umfangreiche Förderung von Einrichtungen und Projekten durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) wie schon lange nicht mehr, wovon der gesamte Dachverband i.d.a. profitieren wird:

1. So wird der FrauenMediaTurm für die Dauer von insgesamt vier Jahren jeweils 150.000 Euro an Fördermitteln bekommen, um die Arbeit trotz der vom Land NRW gekürzten Mittel fortsetzen zu können.²
2. Die Stiftung Archiv der Deutschen Frauenbewegung in Kassel erhält für die Laufzeit von Januar 2013 bis Dezember 2015 Gelder für das Projekt „Gleichstellungsbestrebungen von Frauen nach 1945 – Sicherung und Aufarbeitung der Frauen(bewegungs)geschichte in Deutschland“. Ziel dieses Projektes ist die Erschließung und der Ausbau der Sammlungen der Stiftung mit Blick auf die Geschichte von Frauen und Frauenbewegungen der Jahre 1945 bis 1970 und auf die emanzipatorischen Bestrebungen, die es in dieser Zeit bezüglich der Gleichstellung von Frau und Mann gab, weil diese Aspekte bisher sowohl wissenschaftlich als auch archivarisch vernachlässigt worden sind.³
3. Schließlich wurde der Antrag des Dachverbandes i.d.a. für eine Förderung angenommen, innerhalb von drei Jahren eine Metadatenbank einschließlich neuem Portal zu schaffen, damit die Sammlungen der Frauen-, Lesben- und Genderbibliotheken sowie der -archive besser sichtbar und nutzbar werden.

Mit diesen Ergebnissen konnte der i.d.a.-Dachverband die zu Beginn des Jahres 2012 eingesezte Mediendiskussion um Kürzungen, Verbleib und Zukunft des FrauenMediaTurms erfolgreich abschließen. Der Dachverband hatte das Ereignis zum Anlass genommen, in mehreren Presseerklärungen darauf hinzuweisen, dass es sich hier nicht um ein singuläres Problem handelt, sondern dass Fraueninformationseinrichtungen in ganz Deutschland einer engagierteren finanziellen Förderung bedürfen.⁴

Der zweite Tag stand ganz im Zeichen der Arbeitsgruppen (AG). Ein Workshop (Linda Wotzlaw, Bochum) führte in Soziale Netzwerke ein und gab praktische Hilfe zu Facebook als einer Brücke für die Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen Generationen von Feministinnen.

In der AG Deutsche Digitale Bibliothek (DDB) (Silke Mehrwald, Kassel) stellte Denise Baumgart von der DNB in Frankfurt/M. diesen nationalen Beitrag zum europäischen Kulturportal „Europeana“ vor. Ziel der DDB ist es, die digitalen Angebote aller deutschen Kultur- und Wissenschaftseinrichtungen miteinander zu vernetzen und über ein Internetportal für alle zugänglich zu machen. Auch wenn unsere Fraueninformationseinrichtungen bislang noch über wenige digitale Angebote verfügen, ist es trotzdem wichtig, sich für dieses Portal anzumelden. Es erhöht die Sichtbarkeit aller

2 S. Pressemitteilung: <http://www.frauenmediaturm.de/frauenmediaturm/pressemitteilung/pm-21-februar/>

3 S.: <http://www.addf-kassel.de/projekte/projekte.html>

4 S. Presseerklärung vom 02.02.2012: http://www.ida-dachverband.de/de_pressemitteilungen.htm

Einrichtungen auf der Karte der Kultur- und Wissenschaftslandschaft. Für die Zukunft kann das i.d.a.-Metadatenbank-Projekt die gesammelten Daten an die DDB liefern.

Das Ziel der AG Systematik (S. Mehrwald, Kassel; K. Aleksander, Berlin) bestand darin, gemeinsam mit der Fachreferentin Brigitte Wiechmann von der DNB (Frankfurt/M.) und dort verantwortlich für die Personennamendatei (PND) zu diskutieren, wie und unter welchen Bedingungen/Anforderungen wir die Personennormdaten von Frauen mit unseren spezifischen Beständen und Kenntnissen anreichern bzw. um weitere Frauen erweitern können. Darüber hinaus sollte das Projekt „Deutsche Biographie“ (www.deutsche-biographie.de) und dessen Weiterentwicklung zu einem zentralen historisch-biographischen Informationssystem für den deutschsprachigen Raum vorgestellt und Möglichkeiten der Mitarbeit unsererseits erörtert werden. Für uns ergibt sich dafür die Möglichkeit, 1. die Liste der Nachschlagewerke als Basis für die Aufnahme von Namen um frauenspezifische zu ergänzen und 2. selbst Personennamen von bedeutenden Frauen zu melden. Dasselbe Verfahren ist auch für Schlagwörter möglich. Auch hier kann jede bei einem bestimmten Buch über die „Korrekturanfrage“ im Formular mitteilen, welches Schlagwort ergänzt oder verändert werden soll. Diese Begründung geht direkt an das jeweilige Fachreferat. Je mehr sich also korrigierend an der Gemeinsamen Normdatei beteiligen, um so mehr können wir bewirken.

In der AG Lobbyarbeit (M. Bock, Bremen) diskutierten die Teilnehmerinnen diesmal über Aufbau und Pflege der Pressearbeit, wie der Kontakt zu Politiker_innen aufgebaut und damit die Lobbyarbeit geplant wird. Die Fachfrauen von „belladonna“ aus Bremen haben auf diesem Feld die besten Erfahrungen und gaben sie in dieser Schulung gern an alle weiter. Erstmals fand auf Initiative der Frauen- und Genderbibliothek MONALiesA aus Leipzig die AG Feministische Archivpädagogik (J. Bock, Leipzig) statt. Sie verstehen darunter die historisch-politische Bildungs- und archivische Öffentlichkeitsarbeit sowie Quellenkunde für Studierende, Schulgruppen und Multiplikatorinnen. Mit Quellenworkshops können diese Zielgruppen z.B. näher an die Aufgaben und Inhalte eines Archivs herangeführt werden. Damit wird dem immer weniger vorhandenen Allgemeinwissen über die Frauenbewegungen in Vergangenheit und Gegenwart entgegengewirkt. MONALiesA plant unter diesem Blickwinkel auch eine ganzjährige Reihe mit Veranstaltungen zum 80. Geburtstag von Brigitte Reimann, Maxie Wander und Irmtraud Morgner unter dem Titel „Mein Antrieb wäre Welt zu machen“.

Die AG „Der Verein geht, das Kulturgut bleibt“ (N. Matuszewski, Köln) hatte in diesem Jahr zum Glück auf kein konkretes Ereignis zu reagieren. Die Teilnehmerinnen riefen bei der Abschlussveranstaltung dazu auf, Regeln für diesen Fall in jeder Vereinssatzung festzuschreiben, die bisherigen Erfahrungen und Informationen in einer Checkliste zusammenzufassen und in der Zukunft in jeder i.d.a.-Mitgliederversammlung an diesen Punkt zu erinnern.

Die AG Internationales (K. Aleksander, Berlin) diskutierte auf der Grundlage einer Prezi zum Thema „Wie gestalten wir die internationale Arbeit von i.d.a.?“ darüber, welche Themen und Aktivitäten die Geschichte unseres Dachverbandes prägten und für die Zukunft wichtig sind.

Für den historischen Aspekt bieten die Vertreterinnen des FrauenMediaTurms an, mit Praktikantinnen die i.d.a.-Protokolle durchzuarbeiten und internationale Aktivitäten seit der Gründung zusammenzustellen – das könnte dann für die neue Homepage genutzt werden. Wichtig ist auch, das Bewusstsein zu stärken, dass unser Dachverband i.d.a. selbst international ist (BRD=28, Österreich=5, Schweiz=1, Luxemburg=1 und Italien=1 Einrichtung/en). Zudem ist er einer der größten Dachverbände von Frauenarchiven/-bibliotheken weltweit! Unser Organisationsgrad und unsere kontinuierlichen Treffen werden

immer wieder von ausländischen Einrichtungen lobend hervorgehoben. Dem steht aber leider unser eher bescheidener Anteil an europäischen Projekten gegenüber, was v.a. unserer finanziellen Lage geschuldet ist. Trotzdem gibt es mit der Teilnahme an der weltweiten Institutionen-Datenbank „Mapping the World“, unserer Beteiligung an der Zeitschriftendatenbank und der Teilnahme an internationalen Fachtreffen auch gegenwärtig internationale Projekte, an denen i.d.a.-Einrichtungen beiteiligt sind: 1. die EIGE-Datenbank des European Institutes for Gender Equality in Vilnius (Genderbibliothek ZtG HU Berlin und Cid-femmes Luxemburg)⁵ und 2. das Mentoringprojekt für Migrantinnen „MINET saar“, das in Zusammenarbeit mit dem KVINFO-Mentoring-Netzwerk in Dänemark entwickelt wurde.⁶

„Gender im Profil“ – Jahrestagung der afg am 26. 10. 2012 an der FU Berlin

Die Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen an den Berliner Hochschulen (afg) wurde in Kooperation mit der Fachgesellschaft Geschlechterstudien, der Landeskonferenz der Frauenbeauftragten an Berliner Hochschulen (LaKoF), der Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen, und der Geschäftsstelle des Berliner Programms zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre (BCP) durchgeführt. In ihrem Grußwort betonte die Senatorin für Arbeit, Integration und Frauen, Frau Dilek Kolat, dass die Berliner Politik Gleichstellungspolitik und die Förderung der Genderforschung als zwei sich ergänzende Elemente betrachte, und hob die hier erreichten Erfolge hervor. Sie fragte zugleich, ob die Genderforschung genügend Aufmerksamkeit erfahre, und wünschte sich hier noch mehr Präsenz in der Öffentlichkeit. Sie ermunterte die Fachgesellschaft außerdem, künftig auf politischer Ebene die Kooperation mit der Konferenz der Gleichstellungs- und Frauenministerinnen und -minister, -senatorinnen und -senatoren der Länder (GFMK) zu vertiefen. Der Präsident der FU Berlin, Prof. Peter-André Alt, wies in seinem Grußwort darauf hin, dass die Geschichte der Genderforschung nicht nur an der FU eng verknüpft war mit der Hochschulreform: Während das alte Lehrstuhlprinzip nur geringe Möglichkeiten zur Vernetzung bot, ermöglichen die neuen Strukturen interdisziplinärer Netzwerke, welche die FU in ihrem Exzellenzantrag zum programmatischen Konzept erhoben hat. Auch für die Genderforschung gibt es neue Möglichkeiten. Das Grußwort der Fachgesellschaft Geschlechterstudien hielt Dr. Elahe Haschemi Yekani, Sünne-Maria Andresen vertrat die LaKoF.

Im weiteren Verlauf des Vormittags gaben vier kenntnisreiche Plenumsvorträge einen fundierten und umfassenden Überblick über die Entwicklung und den aktuellen Stand der Geschlechterforschung im deutschsprachigen Bereich. Prof. Sabine Hark, Sprecherin der afg und Vorsitzende der FG Geschlechterstudien, sprach in ihrem Vortrag über *Widerstreitende Bewegungen. Geschlechterforschung in Zeiten hochschulischer Transformationsprozesse* über hochschulpolitische Rahmenbedingungen. Dr. Ulla Bock von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU berichtete unter dem Titel *Quantität und Qualität. Die Bedeutung von Genderprofessuren im*

5 S.: <http://www.eige.europa.eu/content/rdc>

6 S.: http://www.saarbruecken.de/de/leben_in_saarbruecken/familie_und_soziales/zuwanderung_und_integrationsprojekte_und_events/minet_saar_mentoringnetzwerk_fuer_migrantinnen; oder: http://www.saarbruecken.de/assets/2012_10/1350459795_minnet-okt2012.pdf

Prozess der Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung über die Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung zur Entwicklung der Genderprofessuren. Ergänzt wurde dieser fachübergreifende Überblick durch fachspezifische Berichte. Prof. Heike Kahlert, München, sprach über *Genderprofessuren und Wissenschaftsentwicklung am Beispiel der Soziologie*, womit sich im Mai 2012 die Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in einer eigenen Tagung befasst hatte. Prof. Anelis Kaiser, Freiburg, berichtete zum Abschluss dieses Teils der Tagung über *Strukturelle Auswirkungen und Potentiale durch Genderprofessuren für die MINT-Fächer*. Sie führte dabei insbesondere Beispiele aus Biologie und Neurowissenschaften an und ging im Übrigen ausführlich auf die Herausforderungen einer interdisziplinären Kooperation von Geistes- und Naturwissenschaftler_innen ein, die im Rahmen der Gender Studies in diesem Bereich gefordert ist.⁷

In der **AG 1** ging es um die „**Bedeutung von Genderprofessuren im Bologna-Prozess**“. Einführend gab es verschiedene Inputs von Lehrenden der HU, der FU, der UdK und aus einem Forschungsprojekt der TUB, das die Umsetzung der Bologna-Reform zum Untersuchungsgegenstand hat. In den Inputs wurde bestätigt, dass die Verankerung von Professuren mit einer Gender-Denomination von enormer Wichtigkeit für die Verstetigung der Gender Studies im Bologna Prozess war. Zugleich sind auch diese Professuren der dem Bologna-Prozess innewohnenden Ökonomisierung unterworfen, die mit einem enormen Anstieg der Prüfungsleistungen und eingeschränkten Möglichkeiten der Student_innen, ihre Persönlichkeit zu entwickeln, einhergehen. Insgesamt ergab sich ein vielfältiges Bild, wie Bologna kapazitär umgesetzt wurde; zum Teil wurden verstärkt Lehraufträge und importierte Lehre eingesetzt. In der Diskussion kristallisierten sich unabhängig von den Professuren allgemeinere Fragen als entscheidend heraus: Was ist gute Lehre? Welche curricularen Voraussetzungen müssen gegeben sein? Wie kann die Lehre abgesichert werden? Welche Strategien gibt es an verschiedenen Standorten? Dabei erschien vor allem wichtig, dass die Gender Studies eigene Kriterien für die Qualität der Lehre entwickeln und sich diese von den an ökonomischen Standards orientierten Evaluationskriterien der Hochschulen nicht vorgeben lassen dürfen.

In der **AG 2** ging es um das Thema „**Geschlechterforschung und Karriereaussichten: Gender als interdisziplinäres Fach versus Spezialisierung im Fach**“. Da die Gender Studies sich als interdisziplinäres Fach mit eigenen Studiengängen und Professuren etabliert haben, verfügen sie inzwischen auch über einen interdisziplinär sozialisierten wissenschaftlichen Nachwuchs. Gender Studies werden gleichzeitig weiterhin als wissenschaftliche Perspektive und „Spezialisierung“ innerhalb von Disziplinen betrieben. Gender Professuren werden überwiegend als teildenominierte Professuren innerhalb der traditionellen Disziplinen ausgeschrieben, und sie gehören in den allermeisten Fällen nicht zum Kern der jeweiligen Disziplinen. Vor diesem Hintergrund wurden Erfahrungen des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Gender Studies, Karriereaussichten und wissenschaftspolitische Strategien diskutiert.

Die Wissenschaftlerinnen, die die Diskussion mit einem Input eröffneten, standen beispielhaft für die vielfältigen Positionierungen und Perspektiven in diesem Feld. Zwei von ihnen, Ina Kerner und Susanne Foellmer, hatten in ihren Herkunftsdisziplinen promoviert und haben heute Juniorprofessuren mit einem Genderschwerpunkt inne. In beiden Fällen scheint eine Spezialisierung auf Geschlechterfragen jedoch aufgrund der Stellensituation im

7 Der Vortrag von Sabine Hark ist auf der Homepage der afg in der Rubrik „Veranstaltungen“ abrufbar.

Fach karrierestrategisch schwierig zu sein. Zwei andere, Aline Oloff und Sabine Grenz, gehören zu der Generation von Absolventinnen, die bereits ein interdisziplinäres Studium bzw. eine Promotion in den Gender Studies abgeschlossen haben. Sabine Grenz, die zeitweise im Ausland studiert bzw. dort als Postdoc gearbeitet hat, ist damit „bisher ganz gut durchgekommen“; sie sieht aber bezogen auf die Anerkennung interdisziplinären Genderwissens in der scientific community in Deutschland und in den Gender Studies selbst weiterhin Probleme. Auch Aline Oloff, gegenwärtig wissenschaftliche Mitarbeiterin einer Gender Professur und Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“, hat die Erfahrung gemacht, dass dem eigenen Nachwuchs geraten wird, auf einer disziplinären Basis Geschlechterforschung zu betreiben.

Vor diesem Hintergrund wurden Karriereaussichten und -strategien für den wissenschaftlichen Nachwuchs sowie allgemeine wissenschaftspolitische Strategien diskutiert. Eine Doppelstrategie sei notwendig: einerseits weiterhin Dauerstellen und Professuren mit Teildenominationen in den Fächern zu verankern und andererseits mit Blick auf den interdisziplinär sozialisierten Nachwuchs auch die Einrichtung von Disziplin unabhängigen Gender Professuren zu fordern. Verstärkt sollten beispielsweise W2-Professuren geschaffen werden, um dem wissenschaftlichen Nachwuchs im Anschluss an eine Juniorprofessur oder Habilitation eine wissenschaftliche Perspektive zu eröffnen. Befristete Stellen aus Gleichstellungsprogrammen sollten nicht mit zu speziellen Denominationen versehen sein und echte Tenure-Optionen haben. Unter der Perspektive „Bündnispartner“ wurden die Stärkung der Fachgesellschaft Gender Studies, Forderungen der Studierenden vor Ort, die wissenschaftspolitische Unterstützung von Seiten der DFG, des Wissenschaftsrats oder der zuständigen Ministerien bzw. Senatsverwaltungen als wichtige wissenschaftspolitische Instrumente identifiziert.

Als besonders wichtig wurde wiederholt diskutiert, die eigene Gender Community zu stärken, die Diskussionen um Qualitätsstandards in der Lehre und Mindeststandards für Berufungen selbstbewusst zu führen. In dem Zusammenhang wurden die Strategie des „positive gossiping“ und eine Aufwertungskampagne der Gender Studies im Zusammenhang mit der Aufwertung der Geistes- und Sozialwissenschaften insgesamt gefordert. Es gilt, stärker das Potenzial der Gender Studies herauszuarbeiten – sowohl für den Arbeitsmarkt als auch für wissenschaftliche Innovationen.

In der **AG 3 „Innovationspotentiale und Institutionalierungsstrategien von Genderprofessuren in verschiedenen Fachkulturen und Hochschultypen“** stellten die Professor_innen Katja Rothe und Christine Siebert von der Universität der Künste (UdK), Dörte Segebart von der Freien Universität (FU), Stefan Höyung von der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB) und Heike Wiesner von der Hochschule für Wirtschaft und Recht (HWR) die unterschiedlichen Ausgestaltungsbedingungen für Genderprofessuren am Beispiel ihrer eigenen Stellen und Fächer vor.

Frau Rothe und Frau Siebert haben Juniorprofessuren für Theaterwissenschaften bzw. Musikwissenschaften und Gender, die aus dem Berliner Programm für Nachwuchswissenschaftlerinnen finanziert werden. Frau Segebart hat eine Juniorprofessur für Anthropogeografie und Gender im Fachbereich Geowissenschaften, die im Frauenförderplan des Fachbereichs steht und je zur Hälfte aus Mitteln des Fachs und aus Sondermitteln finanziert wird. Eine curriculare Verankerung der Gender Studies gibt es in allen drei Fällen nicht; in der Geografie steht immerhin in den Modulbeschreibungen, dass Gender überall querschnittsmäßig einbezogen werden soll; spezielle Genderseminare sind dort aber schon aus kapazitären Gründen nicht möglich. Alle drei schätzen ihre Situation so

ein, dass die Doppel-Denomination Fach und Gender günstig ist und zu ihrer Akzeptanz beiträgt, dies an der UdK u.a. auch vor dem Hintergrund, dass im dortigen stark künstlerisch geprägten Umfeld wissenschaftliche Professuren an sich bereits exotisch sind und dass dies für Genderprofessuren noch stärkerem Maße gilt. Die Zukunft der Stellen ist nach dem Ende der Juniorprofessuren in allen drei Fällen unklar. An der UdK gibt es eher einen Trend in Richtung Diversity bei Neubesetzungen.

Herr Höyung hat an der KHSB eine Professur für Jungen- und Männerarbeit im Studienschwerpunkt Geschlechterdifferenzierende Soziale Arbeit. Genderforschung ist dort selbstverständlich und im Curriculum fest verankert. Im BA gibt es ein Diversity-Modul und ein verbindliches Gender-Seminar. Im MA ist Gender zwar nicht verpflichtend, aber es wird generell allen Student_innen vermittelt, dass Gender in jedem Arbeitsfeld sozialer Arbeit von Bedeutung ist.

Bei Frau Wiesners Professur für Betriebliche Informations- und Kommunikationssysteme handelt es sich um eine vorgezogene Berufung aus dem Berliner Chancengleichheitsprogramm. Sie ist inzwischen an der HWR Studiengangsleiterin für Wirtschaftsinformatik und berichtete darüber, welche vielfältigen Möglichkeiten sie nutzt, um Gender in ihr eigenes Lehrprogramm und das ihres Fachgebietes einzubringen und die Unternehmenskultur zu verändern.

In der abschließenden Diskussion ging es neben dem Thema „Nachhaltigkeit“ auch um Kooperationen zwischen den Genderprofessor_innen und den Frauenbeauftragten und um die Funktion der Zentraleinrichtungen sowie um Möglichkeiten der Vernetzung zwischen verschiedenen Hochschulen, u.a. auch in Form eines Team-Teachings.

Auf dem **Abschlusspodium**, das unter dem Motto stand „Wissenschaftspolitische Ziele und Strategien zur Institutionalisierung der Geschlechterforschung in Berlin“, diskutierten Dr. Knut Nevermann, Staatssekretär in der Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft, Prof. Friederike Maier, Vizepräsidentin für Forschung an der HWR, Prof. Hildegard Maria Nickel, HU/afg und Mechthild Koreuber, zentrale Frauenbeauftragte der FU und Mitglied im Bundesvorstand der BuKoF. Moderiert wurde die Veranstaltung von Dr. Anja Kühne vom Tagesspiegel, die durch ihre provokanten Einleitungsfragen an die Diskutand_innen zu einem lebhaften Diskussionsklima beitrug.

Herr Dr. Nevermann sieht die Entwicklung der Gender Studies positiv und wies auf die gute Bilanz in Berlin hin, räumte aber ein, dass es an einigen Hochschulen und in manchen Fächern noch eine „erstaunliche Resistenz“ gäbe.

Die Vertreterinnen der afg und der LaKoF wiesen darauf hin, dass es in Disziplinen wie z.B. den Wirtschafts- oder Rechtswissenschaften auch heute noch kaum Ansätze von Gender Studies und Genderkompetenz gäbe. Hier sei in Bezug auf die Einbeziehung von Gender bei der Neuausschreibung von Professuren ein Kulturwandel zu schaffen. Auch in Fächern, in denen es Gender Professuren gibt, sei es beim Auslaufen dieser Stellen nicht immer selbstverständlich, dass diese Ausrichtung beibehalten wird; es sei aber wichtig, weiterhin Professuren mit offiziellen Teildenominationen von Gender Studies zu versehen.

Die Forderung nach staatlicher Unterstützung bei der Berücksichtigung der Gender Studies in den Strukturplanungen der Länder und bei der Stellenplanung traf bei Staatssekretär Nevermann auf deutliche Reserve und wurde mit dem Argument zurückgewiesen, in die inhaltlichen Planungen der Hochschulen wolle sich der Staat nicht einmischen, für die Stellendenominationen seien allein hochschulinterne Gremien zuständig und nicht die Senatsverwaltung. Er meinte im Übrigen, dass es im Rahmen der Hochschulverträge auch

jetzt schon einen finanziellen Bonus für die Berücksichtigung von Gender Studies gäbe und nicht nur für die quantitative Entwicklung beim Faktor Gleichstellung. Er könne sich aber vorstellen, künftig in die leistungsorientierte Hochschulfinanzierung „noch etwas zu Genderforschung mit aufzunehmen“.

Frau Koreuber regte an, die Senatsverwaltung solle zur Förderung des notwendigen Kulturwandels auf Instrumente zurückgreifen, die bei der Einführung von Zielvereinbarungen angewandt wurden, die beiden Senatsverwaltungen für Wissenschaft und für Frauen sollten in einer abgestimmten Strategie gemeinsam LKRP (Landeskonferenz der Rektoren und Präsidenten der Berliner Hochschulen) und LaKoF einladen, um Handlungsempfehlungen zu entwickeln. Staatssekretär Dr. Nevermann stand dieser Idee positiv gegenüber.

Frau Prof. Maier wies darauf hin, dass der Umfang der Geschlechterforschung größer sei, als bei der üblichen, rein fachbezogenen Dokumentation der Forschungsleistungen sichtbar werde. Eine Sonderauswertung, die sie als Vizepräsidentin der HWR in Auftrag gegeben hatte, ergab, dass hier 27 % aller Forschungsmittel von Projekten der Geschlechterforschung eingeworben worden waren. Die Anregung zur Einführung eines entsprechenden Berichtspunktes im Leistungsbericht der Hochschulen an die Senatsverwaltung wollte Herr Dr. Nevermann aufnehmen.

Die afg-Vertreterinnen kritisierten, in der Einstein-Stiftung beziehe sich das Land inzwischen zwar verbal auf die DFG-Gleichstellungsstandards, aber faktisch spiele das kaum eine Rolle. Hier sollte das Land stärkere Anreize setzen. Das gelte auch für das Institut für angewandte Forschung Berlin (IFAF) zur Förderung von Forschung an den Fachhochschulen. Generell sei es wichtig, dass Berlin seine führende Rolle auch in der Geschlechterforschung behalte; es bestände die Gefahr, dass andere Länder Berlin den Rang ablaufen. Beispielhaft wurde auf die Finanzierung des Netzwerks Frauenforschung durch das Land Nordrhein-Westfalen verwiesen. Hierauf entgegnete Herr Dr. Nevermann, das Berliner Chancengleichheitsprogramm fördere schon jetzt explizit Geschlechterforschung. Zukünftig könnten aber verstärkt hochschulübergreifende Projekte über das Programm getragen werden, oder auch die Initiierung neuer (Gender)Studiengänge. Er verwies hierzu auf die Entscheidungskompetenz der für die Umsetzung des BCP zuständigen Stellen (Landesgeschäftsstelle und Landesvergabekommission) und ermunterte die Anwesenden dazu, entsprechende Anträge zu stellen.

(Protokoll: Marianne Kriszjo)

J. Borchering, Käthe von Bose, Pat Treusch, Annett Schulze

WeAVE- Workshop: Transversal Dialogues

Am 9. November 2012 fand der WeAVE-Workshop „Transversal Dialogues. Current practices and topics within European Gender and Queer Studies“ an der Humboldt-Universität zu Berlin als Kooperation zwischen **AtGender** (European Association for Gender Research, Education and Documentation) und dem ZtG (Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien) statt.

WeAVE als der **AtGender** „student body“ verfolgt das Ziel, ein Netzwerk von Studierenden, Nachwuchswissenschaftler_innen und Aktivist_innen der europäischen Gender und Queer

Studies zu bilden. Welche Institutionalisierungsprozesse, welche politischen Anliegen sind aktuell in Europa in diesem Feld virulent? Dieser Frage nachgehend bot der Workshop Möglichkeiten des Austauschs über aktuelle queer_feministische Forschungsprojekte und unterschiedliche theoretisch-politische Perspektiven.

Im ersten Panel „Gender and Queer Practices in the light of disciplinary claims“ standen die Beziehungen von akademischen Strukturen und queer_feministischen Politiken im Vordergrund. Diskutiert wurden sie anhand von Selbstkonzeptionen innerhalb deutschsprachiger Gender Studies, Wahrnehmungen von Gender Studies in der Geschichtswissenschaft in Dänemark und Verhältnissen zwischen Gender Studies und Philosophie in Madrid.

Anna-Lin Karl (Berlin) stellte den methodischen Rahmen und erste Analyseergebnisse aus ihrer Doktorarbeit über gegenseitige Konstruktionen von politischen Selbstkonzeptionen und akademischen Strukturen von Gender Studies im deutschsprachigen Raum vor. Erste Ergebnisse beinhalten eine kritische Position gegenüber akademischen Strukturen sowie gegenüber etablierten Analysekatégorien bezüglich ihrer Ergebnisproduktion. Aber auch eine hohe Arbeitsbelastung in diesem akademischen Feld und damit einhergehende strukturelle Ausschlüsse wurden von Karl in der Analyse von Fokusgruppen-Interviews herausgearbeitet. Rikke Juel Madsen (Kopenhagen) präsentierte Ergebnisse ihrer Analyse, in der sie die Wahrnehmungen von Gender Studies im akademischen Feld der Geschichtswissenschaft in Dänemark untersuchte. Aus Interviews mit Historiker_innen arbeitete Madsen deren skeptische Haltung gegenüber Gender Studies heraus, die auf grundlegend unterschiedliche Verständnisse von Macht zurückzuführen sei. Wie sie herausstellte, sei die Anerkennung von Gender Studies als für Historiker_innen anschlussfähig und konstruktiv aufgrund dieses unterschiedlichen Machtverständnisses nahezu unmöglich. So ließen sich bereits grundlegende Schwierigkeiten bei ersten Kontaktversuchen beobachten, die die derzeitige Sicht von Historiker_innen auf Gender Studies zu verändern versuchten. Victoria Mateos de Manuel (Madrid) berichtete in ihrem Vortrag von Gender und Queer Studies im Kontext der Philosophie in Madrid. Sie schilderte zunächst die historische wie aktuelle Situation an zwei Instituten in Madrid (Philosophische Fakultät an der Complutense Universität, UCM, und Philosophie-Institut des Nationalen Spanischen Wissenschaftsrats, CSIC). Über eine historische Gegenüberstellung der beiden Institute und deren Schwerpunktentwicklungen innerhalb der letzten 30 Jahre skizzierte Mateos de Manuel aktuelle Herausforderungen. Die aktuelle ökonomische Situation Spaniens habe zu einschneidenden Kürzungen in der Forschungslandschaft und zu sozialen und politischen Problemen geführt. Abschließend skizzierte Mateos de Manuel Vorschläge zur Verbesserung der Situation von Gender und Queer Studies, wie etwa einen größeren Schutz des öffentlichen Bildungswesens, die Entwicklung eigener Kriterien für die Evaluation von Forschung in diesem Bereich und einen vermehrten internationalen Austausch.

Das zweite Panel des Workshops: „Hot Topics and their (Dis-)Canonization“ sollte einen Einblick in aktuelle Anliegen und Themen queer_feministischer Forschung geben. Der erste Teil des Panels „Knowledge Production, Canonization, Activist Culture“ umfasste unterschiedliche und sich doch ergänzende Vorträge, die queer_feministische Wissensproduktion kontextspezifisch thematisierten. Während die ersten beiden Vorträge Institutionalisierungsprozesse von Gender und Queer Studies in verschiedenen nationalen Kontexten diskutierten, gab der dritte Vortrag einen Einblick in einen spezifischen (trans-) nationalen Diskurs.

So nahm Anna Szlavi (Budapest) historische und aktuelle politische Entwicklungen in Ungarn zum Ausgangspunkt, um Studienangebote und Forschungssituationen verschiedener Universitäten auf die Repräsentanz gender- und queer-theoretischer Perspektiven hin zu befragen. Sie erläuterte die Schwierigkeiten, die sich aus der aktuellen politischen Lage Ungarns – und nicht zuletzt der Dominanz rassistischer, sexistischer sowie homo- und transphober Politiken – für queer_feministische Wissensproduktion und Politiken ergeben. Blanka Nyklova (Prag) bot einen differenzierten Einblick in den Institutionalisierungsprozess von Gender Studies in Tschechien, indem sie Interviews analysierte, die sie mit akademischen, aktivistischen und sozialarbeitenden Feminist_innen geführt hatte. Sie zeichnete die komplexen Machtdynamiken zwischen Akademie und Aktivismus nach, diskutierte die dominante Rolle der Soziologie in der Entwicklung der Gender Studies in Tschechien sowie Konsequenzen für den Institutionalisierungsprozess und plädierte für einen genauen Blick auf das Ineinandergreifen von Akademie und Aktivismus, um deren Allianzen zu stärken. Nach diesen beiden Vorträgen zu aktuellen Herausforderungen queer_feministischer Wissensproduktion und Politik trug Aggeliki Sifaki (Utrecht/Athen) zu einer solchen Wissensproduktion selbst bei, indem sie aus queer_feministischer, rassistuskritischer Perspektive eine beeindruckende Diskursanalyse zu einer Kampagne gegen migrierte Sexarbeiterinnen in griechischen Medien vorlegte. Sie analysierte die Interdependenzen zwischen der medialen Stigmatisierung von migrierten HIV-positiven Sexarbeiterinnen, die zur Gefahr für die griechische Bevölkerung erklärt werden, und einem europäisch-transnationalen „Othering“ von Griechenland im Kontext der Finanzkrise. Im Zusammenhang mit diesem transnationalen medialen Diskurs diene, so Sifaki, der vergeschlechtlicht-rassifizierte, als infektiös-bedrohlich inszenierte Körper der „andern“ Frau als Objekt der Projektion für Bedrohung und Marginalisierung.

In der zusammenführenden Diskussion wurden Verbindungslinien aus den einzelnen Vorträgen gezogen. So wurde die Gefahr der Konstruktion einer „westlichen Entwicklung“ und einer „osteuropäischen Verzögerung“ in Bezug auf queer_feministische Wissensproduktion thematisiert, die im Kontext einer (trans-)nationalen Analyse von Institutionalisierungsprozessen entstehen kann. Insbesondere im Kontext von in den Vorträgen mal expliziter, mal implizit durchklingenden politischen Entwicklungen in verschiedenen europäischen Ländern – wie der Stabilisierung von rassistischen Ideologien, häufig (diskursiv) verknüpft mit Prekarisierungsprozessen und Armut – wurde die Frage diskutiert, wie queer_feministische Politiken und Ansätze in- und außerhalb von Universitäten gestärkt und miteinander verknüpft werden können.

Im zweiten Teil des zweiten Panels „Hot Topics and their (dis-)canonization“ boten die beiden Vortragenden Katrin Köppert und Kim Trau geschlechtertheoretische und queere Perspektiven auf aktuell diskutierte Begriffe wie Affekt und Trans* im Prozess ihrer Etablierung in diversen Wissenschaftsdisziplinen. Beide stellten Fragen nach Institutionalisierungsprozessen und fokussierten dabei auf Herstellungsweisen von Anerkennung im Rahmen aktueller Trends an Universitäten und deren politischen Regulierungen.

In ihrem Vortrag „loss ⇨ impasse ⇨ turn? Affective Politics of *turns* in Material Feminism and Queer Theory“ thematisierte Katrin Köppert politisch-ökonomische Vorgaben innerhalb des Bologna-Prozesses und verband diese mit gegenwärtigen Entwicklungen in den Gender und Queer Studies. Köppert untersuchte die Ambiguität, welche zwischen den anscheinenden Anforderungen dieses hochschulpolitischen Kontextes und den Wissenspolitiken in Gender und Queer Studies entstehen. Ein Fokus lag darauf,

(disziplinäre) Prekarität, Vermarktbarkeit und die Hervorbringung von „turns“ in feministischer Theorie in ein Verhältnis zu setzen. Auch que(e)re Theorien seien, sobald sie Teil universitärer Programme werden, einer beständigen Umarbeitung entsprechend ökonomischer Regulierungen unterworfen. „Wissens-Turns“ würden zur Notwendigkeit, um einer (akademischen) Vermarktbarkeit zu genügen. Mit Köpperts Wendung zu den der Logik von „impasse and turn“ inhärenten Affekten zeigte sie den Verlust dieser Wissensproduktionsprozesse auf: das politische Potenzial queer_feministischer Theorie, aufzuzeigen, was in der Gegenwart abwesend und unbenannt bleibt. Kim Trau schloss in ihrem Vortrag an das Konfliktpotenzial zwischen Bewegung und Akademisierung an. Dabei betrachtete sie neben Kategorien wie Gender und Trans* auch Zeit und Raum. Trau problematisierte, dass die Anerkennung des von Aktivist_innen repräsentierten und dargestellten Wissens nicht bedeute, dass diese anerkannt würden. Marginalisierung funktioniere vor allem über die Präferenz bestimmter Theoretiker_innen; jene_r, die weniger leidenschaftlich, weniger unruhig, weniger politisierend ihre Anliegen verwissenschaftlichen. Die Teilhabe an Auseinandersetzungen inner- und außerhalb der Universitäten sei historisch und prozesshaft und berge die Gefahr, spezifischen Akteur_innen und deren Wissen eine Auseinandersetzung zu verweigern.

In der anschließenden Diskussion wurde insbesondere das Verhältnis zwischen Bewegungswissen und Wissensdisziplinen diskutiert. Fragen nach der Qualität der unterschiedlichen Verschiebungen bzw. „turns“, wie des konstruktivistischen, des visuellen und des materiellen, wechselten sich mit Blicken auf Performativität und Begriffsbedeutungen ab. Dabei verdeutlichten die Vortragenden, dass „turns“ nicht mit „newness“ gleichzusetzen seien. Sie seien historisch und symbolisierten die Suche nach Lücken, nach dem Noch-nicht-Dagewesenen, um in der akademischen Arbeit Wert zu produzieren, und zwar als Teil heutiger Strukturen in universitärer Lehre und Forschung. Gleichzeitig böte die Suche nach dem Noch-nicht-Benannten auch die Möglichkeit, Marginalisierungen auf die Agenda zu setzen, Wissen zu disziplinieren und dadurch, so ambivalent das auch sei, anzuerkennen und anerkannt zu werden.

Den Abschluss des Workshoptages bildete der Keynote Vortrag „The Status of Gender and Queer Studies in Contemporary Academia in Europe: Changes and Challenges (and How to Negotiate Them)“ von Dr. Maria do Mar Pereira (Leeds). In diesem ging do Mar Pereira nicht nur auf die einzelnen Präsentationen sowie Diskussionen des Workshops ein, sondern verknüpfte diese auch mit ihren eigenen Forschungsfragen und -ergebnissen. Generell unterstrich sie, dass aktuell Gender und Queer Studies in Europa vor komplexe Möglichkeiten als auch Herausforderungen gestellt werden. So gebe es eine allgemein durchaus voranschreitende Institutionalisierung, die allerdings lokal und kontextspezifisch sehr unterschiedlich verlaufe und starke Ungleichheiten sowie „educational migrants“ produziere. Des Weiteren diskutierte do Mar Pereira den Status von (Un-)Wissenschaftlichkeit, der Frauen- und Geschlechterforschung sowie Queer und Trans Studies in Europa zugeschrieben wird. Dabei erachtete Maria do Mar Pereira den epistemischen Status eines akademischen Feldes als das Resultat fortlaufender „boundary work“ (vgl. do Mar Pereira 2012, im Erscheinen). Die Rekonstruktion dieser „boundary work“ ermöglichte ihr, die Situation der einzelnen Studierenden, Wissenschaftler_in als auch Aktivist_in der Gender-, Queer- und Trans-Forschung in Europa in Relation zu den strukturellen Bedingtheiten der Aushandlungen des epistemischen Status dieser Wissensfelder sowie dem jeweiligen nationalen politischen Kontext zu setzen. Hervorzuheben ist dabei ihr Begriff des „boundary workers“, der Figur des/der Wissenschaftler_in, die unter einem permanenten Druck des Produzierens stehe, um die

eigene akademische Anbindung sichern zu können. Mit dieser Anforderung gehe zudem eine Spirale des Konkurrenzdrucks und steigender Leistungsbereitschaft einher. Abschließend plädierte Maria do Mar Pereira gegen die Anpassung an Anforderungen der Selbstmaximierung und für neue Strategien des Widerstands, zum Beispiel der kollektiven (Selbst-)Fürsorge durch transversale Dialoge.

Der Workshop ermöglichte einen Austausch über gemeinsame wissenschaftliche wie politische Anliegen aus queer_feministischer Perspektive, über aktuelle Forschungsthemen und theoretische Überlegungen auf einer transnationalen Ebene. Zudem bereicherte der Workshop an Perspektiven auf Forschung, die Normierungen herausfordern will und gleichzeitig Normen produziert und die eigene Arbeitssituation von Forschenden spiegelt – die eines „managing knowledge and requirements“ in einem entgrenzten Alltag. In vielen der Pausengespräche wurde thematisiert, wie schwer es sei, allen Anforderungen während der Promotion und in wissenschaftlichen Arbeitsfeldern gerecht zu werden. Die Freiheit zu lesen, zu diskutieren und zu schreiben findet ihre Grenzen in dem Druck zu veröffentlichen, Vorträge zu halten und ‚angesagte Theorien‘ zu verhandeln. Die kollegiale Atmosphäre des Workshops förderte, dass sich trotz der teilweise recht unterschiedlichen nationalen und institutionellen Kontexte viele Anschlussmöglichkeiten und gemeinsame Anliegen fanden. Ein Resultat war, dass viele der Teilnehmenden beschlossen, in Kontakt zu bleiben oder sich in Kooperationen zusammen zu tun.

Marianne Kriszio

Bericht von der efas-Tagung am 15./16.11. 2012 an der HTW Berlin

Die 10. Jahrestagung des Ökonominen-Netzwerks efas, die im November 2012 an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin durchgeführt wurde, stand unter dem Motto *Steigende Erwerbsbeteiligung von Frauen = zunehmende Prekarisierung?* Alexandra Manske übernahm an Stelle der erkrankten Alexandra Scheele den ersten Keynote-Beitrag, in dem sie die aktuelle Theorie-Entwicklung zum Begriff Prekarisierung sowie die feministische Perspektive darauf vorstellte. Annette Henninger sprach im zweiten Hauptvortrag über die soziale Selektivität von Geschlechterpolitik im Humankapitalismus und untersuchte am Beispiel der Politikfelder Elterngeld, Erziehungsgeld, Quotierung und Mindestlöhne, welche sozialen Teilgruppen von Frauen damit vorrangig angesprochen werden und welche Politikerin in der gegenwärtigen Bundesregierung sich wofür einsetzt. Ergebnis: Die Politik vernachlässigt überwiegend die Interessen armer, einkommensschwacher Frauen. Drei der vier Politiken richten sich vor allem an Frauen der Mittelschicht bzw. Hochqualifizierte, nur beim Thema „Mindestlohn“ ist es anders. Katrin Menke stellte ein vom DGB initiiertes und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gefördertes Projekt über Familienernährerinnen vor; zuvor hatte es bereits zwei Vorläuferprojekte gegeben, die parallel in den alten und den neuen Bundesländern durchgeführt worden waren. Die Mehrzahl dieser Familienernährerinnen hat diese Rolle eher unfreiwillig übernommen, z.B. weil der Mann die Arbeit verloren hat; sie sind mehrheitlich keine Akademikerinnen, und sie verdienen oft nicht sehr viel, zum Teil haben sie sogar nur eine Teilzeitstelle. Sie nehmen sich oft gar nicht als Familienernährerin wahr, obwohl sie es sind. Auch im Haushalt findet trotz etwas stärkerer Beteiligung der Männer als bei anderen Konstellationen kein echter Rollentausch statt. Generell gilt, dass Frauen in Ostdeutschland besser mit der Position einer Familienernährerin klar kommen. Auch die relative Beteiligung

der Männer an der Hausarbeit ist bei diesem Modell in den neuen Bundesländern etwas höher. Julia Graf berichtete über eine empirische Studie zu „Aufstockerinnen“, d.h. Frauen, die mit ihrer Arbeit so wenig verdienen, dass sie zusätzlich Hartz IV in Anspruch nehmen müssen. In etwas mehr als der Hälfte dieser Fälle handelte es sich um Alleinstehende bzw. um Alleinerziehende, bei der anderen Hälfte dagegen um Frauen in Partnerschaften mit und ohne Kinder.

In einem Forschungsforum stellten mehrheitlich jüngere Nachwuchswissenschaftlerinnen laufende Forschungsprojekte vor. Eines davon, das von Doris Weichselbaumer durchgeführt wird, befasste sich mit Homonormativität und Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung: Sie untersuchte mit Hilfe fiktiver Bewerbungsschreiben für Positionen als Sekretärin oder Buchhalterin, welche Wirkungen Signale haben, die auf Homosexualität hindeuten (z.B. ehrenamtliche Tätigkeit in einer entsprechenden Einrichtung) oder auch auf eingetragene Lebenspartnerschaften. Die Ergebnisse brachten erstaunliche regionale Unterschiede zu Tage: In München wurden „lesbische“ Bewerberinnen seltener eingeladen als andere, nicht markierte Frauen, in Berlin dagegen bekam die nicht verpartnerte „Lesbe“ die meisten Einladungen.

Am Vormittag des 16.11. (an dem ich wegen des zeitgleich stattfindenden Symposiums „Gendermedizin 2012“ nicht teilnehmen konnte) berichteten Dorothea Voss über Karrierewege von Frauen und Männern im Einzelhandel und Claudia Gather über Selbständigkeit von Frauen als prekäre Erwerbsarbeit (ein Tatbestand, der auch bei der Absolvent_innen-Studie der Gender Studies ins Auge gefallen war). Am Nachmittag standen dann zwei Beiträge über formelle und informelle Angebote in der Care-Ökonomie auf dem Programm. Margarete Kreimer stellte Modelle der 24-Stundenbetreuung in Privathaushalten in Österreich vor, Annette Angermann und Werner Eichhorst berichteten über eine international vergleichende Studie zur Struktur von formellen Eldercare-Dienstleistungen. Zum Abschluss befasste sich Karin Zimmermann vom Institut für Hochschulforschung in Halle-Wittenberg mit prekären Arbeitsverhältnissen beim wissenschaftlichen Personal an Hochschulen, und Andreas Keller stellte das „Templiner Manifest“ und den darauf folgenden „Herrschinger Kodex“ der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft vor, mit deren Hilfe hier Verbesserungen bewirkt werden sollen.

Der *efas*-Nachwuchsförderpreis für das Jahr 2012 wurde an Gesine Tuitjer für ihre Masterarbeit zu Female Workers in Flexible Markets (in European Studies in Osnabrück) und an die Juniorprofessorin Anne Busch für ihre Dissertation zur beruflichen Geschlechtersegregation in Deutschland (in Sozialwissenschaften an der HU, in Kooperation mit dem DIW) verliehen.

Wie die fachlich-disziplinäre Herkunft der Preisträgerinnen zeigt, arbeiten die Mitglieder des Ökonominnen-Netzwerkes *efas* einerseits durchaus interdisziplinär, wobei sich diese Interdisziplinarität andererseits weitgehend auf Kooperationen mit Genderforscherinnen aus den Fächern Soziologie/Sozialwissenschaften beschränkt; andere Bezüge sind selten. Am Rande der Tagung wurde von mehreren erwähnt, dass Ökonominnen aus dem *efas*-Netzwerk sich z.B. bei der Gründungsversammlung der Fachgesellschaft Gender Studies im Kontext der dort geführten Diskussionen relativ „fremd“ gefühlt hätten. Gertraude Krell, die sich im Rahmen des Forschungsforums mit „Feministischer Ökonomie als umkämpftem Feld“ auseinandersetzte, kritisierte in diesem Kontext, dass feministische Ökonominnen nicht nur in der eigenen Disziplin Marginalisierungen ausgesetzt seien, sondern z.T. auch von Seiten der Gender Studies. Generelle „Vorverurteilungen“ gegenüber Fächern wie der Betriebswirtschaftslehre – welche die Kritik am Gegenstand der Disziplin und an der

generellen Ökonomisierung in der ganzen Gesellschaft zu Unrecht auf die gesamte Disziplin und deren Vertreter_innen beziehen, obwohl es dort durchaus auch kritische Positionen gäbe – würden teilweise dann auch auf feministische Ökonominen übertragen.

Die auf dieser Tagung gehaltenen Vorträge können über die Homepage der efas abgerufen werden, zusammen mit weiteren Angaben zu den Autor_innen und zu den vorgestellten Forschungsprojekten. Die Geschäftsstelle der efas ist seit deren Gründung an der Hochschule für Technik und Wirtschaft (HTW) angesiedelt.

http://efas.htw-berlin.de/?page_id=6217

Marianne Kriszio

Symposium „Gendermedizin 2012“ der Deutschen Gesellschaft für geschlechtsspezifische Medizin (DGesGM) und des Instituts für Geschlechterforschung in der Medizin (GiM) am 16. November 2012

Seit seiner Gründung im Jahr 2003 veranstaltet das damalige Zentrum, nunmehr Institut für Geschlechterforschung in der Medizin (GiM) an der Charité alljährlich im November ein Symposium, auf dem über den aktuellen Stand der Geschlechterforschung in der Medizin berichtet wird. Die Veranstaltung fand mit Unterstützung des Deutschen Herzzentrums Berlin in dessen Räumen statt und wurde gemeinsam mit der 2007 gegründeten Deutschen Gesellschaft für geschlechtsspezifische Medizin (DGesGM) organisiert. Die Leiterin des GiM, Prof. Dr. Vera Regitz-Zagrosek, hatte auch die Gründung dieser bundesweiten Einrichtung initiiert und ist deren Vorsitzende.

Den Schwerpunkt der Vorträge bildeten klinisch-medizinische oder auch pharmakologische Beiträge über Geschlechterdifferenzen bei Entstehung, Verlauf und Therapie von Krankheiten aus so unterschiedlichen Fachgebieten wie Kardiologie, einer der Schwerpunkte des GiM seit dessen Gründung, Schlaganfall, Diabetes, Orthopädie, Entzündungen und Allergien, aber auch aus der Zahnheilkunde. Daneben gab es auch Berichte zur Situation in der Psychiatrie und zu geschlechtsspezifischen Unterschieden in der Nutzung von Angeboten zur Prävention oder komplementärmedizinischen Therapien. Schließlich setzte sich ein Vortrag mit den nicht nur in der Medizin, sondern auch in den Medien in letzter Zeit immer wieder thematisierten Befunden aus der zerebralen Bildgebung zum „männlichen“ und „weiblichen“ Gehirn auseinander. Die Referentin, Prof. Bettina Pfleiderer vom Institut für Klinische Radiologie in Münster, berichtete, dass es einerseits tatsächlich Differenzen zwischen männlichen und weiblichen Gehirnen gäbe – so hätten weibliche Gehirne z.B. eine geringere Stresstoleranz –, aber zugleich sei klar, dass die unterschiedlichen Gehirnareale sich bei beiden Geschlechtern umso besser entwickeln, je mehr sie verwendet bzw. gefordert werden. Die Wechselwirkung zwischen Biologie und externen Einflussfaktoren sei noch zu wenig erforscht. Insgesamt seien die Ähnlichkeiten viel größer als die Unterschiede. Studien zur Varianzbreite innerhalb der Gruppe der Männer und der Frauen gäbe es aber bisher nicht.

Aus den übrigen Beiträgen wurde deutlich, dass zum einen das Bewusstsein für geschlechtsspezifische Unterschiede (im Sinne einer klaren Zweigeschlechtlichkeit) in immer mehr medizinische Fachgebiete zumindest punktuell Eingang findet. Andererseits gilt weiterhin, dass in der Anlage vieler medizinischer Studien immer noch zu wenig darauf geachtet wird und dass viele Medikamente weiterhin vorwiegend an Männern erprobt

werden, mit problematischen Auswirkungen auf die Therapie bei Frauen. Forschungsansätze, die an die Kritik der unhinterfragten Zweigeschlechtlichkeit in theoretischen Ansätzen der Gender Studies wie auch in den Queer Studies anknüpfen würden, wurden nur in einem einzigen Beitrag ganz kurz angesprochen.

Aus denjenigen Einzelbefunden, die auf dem Symposium vorgetragen wurden und die auch für Nicht-Mediziner_innen verständlich waren, hier ein kleiner Ausschnitt:

- Krankheiten, die durch chronische Entzündungen verursacht werden, und allergische Erkrankungen kommen bei Frauen häufiger vor als bei Männern.
- Komplementärmedizinische Therapien wie z. B. Naturheilkunde oder Akupunktur werden von Frauen deutlich häufiger in Anspruch genommen als von Männern.
- Frauen sind zwar nicht so häufig wie Männer übergewichtig und auch etwas seltener von Diabetes betroffen, wobei zwischen beidem ein Zusammenhang besteht, aber in den letzten Jahren seien hier insbesondere auch jüngere Frauen deutlich mehr gefährdet, in Verbindung mit Adipositas einen „Typ 2 Diabetes mellitus“ zu entwickeln. Wenn dies aber eingetreten ist, dann führt dies zugleich bei ihnen zu einem sehr viel höheren Risiko von Herz-Kreislaufkrankungen und einem höheren Mortalitätsrisiko nach einem Herzinfarkt.
- Die Anzahl von Herzinfarkten auch bei jüngeren Frauen ist in den letzten Jahren angestiegen; zentrale Ursachen seien Rauchen und Übergewicht. Wichtig für die Prävention kann die Erkenntnis sein, dass der Zusammenhang zwischen körperlicher Fitness und Reduzierung des Sterberisikos wegen Herzerkrankungen bei Frauen höher ist als bei Männern, auch sportliches Training als Reha-Maßnahme hilft bei ihnen mehr. Auf weitere Ergebnisse aus dem Bereich der Kardiologie wird hier nicht eingegangen, da dieses Forschungsfeld bereits bei vielen anderen Gelegenheiten vorgestellt wurde und am ehesten Eingang ins Bewusstsein der medizinischen und nicht-medizinischen Öffentlichkeit gefunden hat.
- Frauen sind bei einem ersten Schlaganfall im Durchschnitt 5 Jahre älter als Männer, aber wenn er eintritt, dann verläuft er häufiger tödlich. Wenn sie überleben, kommt es öfter zur Einweisung in ein Pflegeheim und etwas häufiger als bei Männern zu Depressionen, auch bei Herausrechnung des Faktors Alter. Hier gibt es aber erkennbare Zusammenhänge mit der unterschiedlichen familiären Situation im Alter.
- Die praktizierende Orthopädin Uta Stiegler sprach in ihrem Beitrag zum Thema Rückenschmerzen als einzige neben biologisch bedingten Unterschieden bei der Entstehung und Verarbeitung von Schmerzen in diesem Bereich (z.B. unterschiedliche Gelenkbewegungsachsen und unterschiedlicher Muskelzuwachs bei gleichen Trainingsbewegungen) auch die Sex-Gender-Dimension an. Es dürfe nicht beim *sex counting* bleiben. Auch die Medizin dürfe Geschlechterstereotype nicht essentialisieren. Gender-kompetente Medizin bedeute, Geschlecht im Kontext zu berücksichtigen, auch im Zusammenwirken mit sozialer Lage und Lebensweise. Dies müsse z.B. bei der Krankheitsanamnese stärker berücksichtigt werden. In Bezug auf die Therapien, auch die Krankengymnastik, sei noch viel Forschung nötig. Ein Problem sei auch, dass es in Deutschland bisher kaum praktizierende Orthopädinnen gibt; Frauen haben also kaum die Chance, sich bei der Suche nach einer orthopädischen Praxis für eine Frau zu entscheiden.
- In der Zahnmedizin wurden geschlechtsspezifische Unterschiede bereits 1999 erstmals thematisiert, in der Öffentlichkeit ist darüber aber noch wenig bekannt.

Nach einer großen Mundgesundheitsstudie von 2005 sind Frauen von den meisten Zahnerkrankungen stärker betroffen als Männer (Ausnahmen: Parodontose, Zahnwurzelerkrankungen und Krebs), gerade auch von Karies, und sie verlieren ihre Zähne früher. Im Durchschnitt hätten Frauen in allen Altersgruppen einen (eigenen) Zahn weniger. Einflussfaktoren für diese Unterschiede sind sowohl hormonelle Faktoren wie auch Essverhalten oder Mundhygiene. Schwangerschaften führten in der Vergangenheit tatsächlich häufig zu Zahnverlust (1 Kind – 1 Zahn), dies allerdings vor allem bei Frauen mit niedrigem Einkommen. Negativ wirkte sich hier u.a. der früher verbreitete Rat aus, in dieser Zeit lieber nicht zum Zahnarzt zu gehen, da Betäubungen für den Embryo schädlich seien.

Das Vortragsprogramm wurde ergänzt durch eine Poster-Präsentation, die sich in diesem Jahr vorrangig dem Thema „Gender im Curriculum in der medizinischen Ausbildung“ widmete und demonstrierte, welche Ansätze dazu es inzwischen nicht nur an der Charité gibt, sondern auch an anderen medizinischen Fakultäten in Deutschland; vorgestellt wurden Beispiele aus Hannover, Leipzig, Münster, Ulm.

Eine Dokumentation der Tagung einschließlich der Abstracts der Vorträge sowie der präsentierten Poster ist über folgenden Link zugänglich:
<http://www.gendermed.info/Abstracts.o.4o.1.html>

Adetoun Küppers-Adebisi / Kathrin Hilbrig

„Cultural Analysis of the Interdependencies of Racism and Sexism“

Bericht vom Dok_torandinnen-Workshop im Dezember 2012

Vom 10. bis zum 12. Dezember 2012 fand am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) ein internationaler Doktoran_dinnen-Workshop zu „Cultural Analysis of the Interdependencies of Racism and Sexism“ statt. Etwa 25 Promov_endinnen von verschiedenen Universitäten in Europa und Australien nahmen an dem Kurs teil, der vom ZtG in Zusammenarbeit mit der InterGender Research School organisiert wurde, einer Kooperation von mehreren Gender Studies-Instituten, koordiniert an der Universität Linköping in Schweden. Michelle M. Wright von der Northwestern University Evanston in den USA, Grada Kilomba und Lann Hornscheidt vom ZtG leiteten den Workshop, in dessen Zentrum interdependente Machtverhältnisse als Forschungsgegenstand sowie als Bedingungen des Forschens standen. Durch die Inputs der drei Prof_essorinnen entstand eine herausfordernde und empowernde Arbeitsatmosphäre. Als vorbereitender theoretischer Hintergrund der Teilneh_merinnen diente die Lektüre von Texten Schwarzer feministischer Forsch_erinnen und Aktiv_istinnen von den 1970ern bis heute, so u.a. Audre Lorde, Combahee River Collective, Fatima El-Tayeb, Hazel Carby und Patricia Hill Collins.

Neben der Arbeit in der Seminargruppe fand der Vortrag von Michelle Wright „The Invention of Blackness in the West and Its Effects on Theories of Gender, Class, and Sexuality“ als eine öffentliche Veranstaltung statt. Grada Kilomba (*Plantation Memories*, 2008) kontextualisierte als Moderat_orin die Konstruktion von „Rasse“ und Rassismus als Bestandteil eines dominanten westlichen Diskurses, der 500 Jahre Kolonialismus ignoriert und Schwarze Frauen, Women of Color und Trans* of Color unsichtbar macht. In ihrer Anmoderation führte Grada Kilomba die Publikationen von Lann Hornscheidt (*feministische w_orte*, 2012) als kritische Interventionen an, die ein neues Bewusstsein befördern, in dem

Sprache nicht neutral betrachtet wird, sondern als performativer Akt Rassismus, Genderismus und Ableismus impliziert und herstellt. Michelle Wright leitete ihren Vortrag damit ein, dass eine notwendige Voraussetzung für das Verständnis der geopolitischen Zusammenhänge der Gegenwart die Analyse der Argumente sei, die die Grundlage der Sklaverei bildeten (Aneignung von menschlichen Körpern durch *Weiß*e und Transport an einen anderen Ort, um sie dort für sich arbeiten zu lassen).

Michelle Wright dekonstruiert „the Creation of the Black Other“ in westlichen akademischen Diskursen als eine Wissensmanagement-Strategie, die Schwarze machtvoll auch dann ausschließt, wenn Schwarz nicht explizit benannt wird. In der Analyse von Michelle Wright wurde, um „*weiß*“ als überlegene Kategorie zu konstruieren, das Konzept „Schwarz“ als Antipode oder Gegenpol dazu entworfen, da „überlegen“ ein relativer Begriff ist. Sie führt dies epistemologisch bis auf den Subjekt-Diskurs der westlichen Philosophie seit der Aufklärung zurück (Kant, Hegel und Alexander von Humboldt). Als rationale und ihrer selbst bewusste, menschliche Wesen und damit als „Subjekt“ postulierten diese ausschließlich den elitären Kreis derjenigen, die sowohl *weiß* als auch „männlich“/typisiert und zusätzlich mit Besitz ausgestattet sind.

Mit den Fragen „When is Blackness?“ oder auch „When does Blackness become?“ fokussierte Michelle Wright darauf, dass die Herstellung von Schwarzsein (und zwar gerade auch durch Nicht- bzw. Ent_nennung) in bestimmten Situationen stattfindet, und schließt so an zentrale Aspekte aus ihrem Buch *Becoming Black* (2004) an – die Prozesshaftigkeit und Situationsbezogenheit sozialer Konstruktionen. An verschiedenen Herstellungen von ‚Geschichte‘ und deren kritischen Aufarbeitungen durch Gegendiskurse zeigte Michelle Wright, dass Re_Produktionen struktureller Machtverhältnisse zeitlich und räumlich positioniert stattfinden und dabei immer wieder neu Ausschlüsse re_produzieren. Während die kolonialrassistische Unterdrückung und Gewalt hegemonialer *weiß*-westlicher Geschichtsschreibung, etwa bei Hegel, aus Schwarzer Perspektive durch DuBois, Fanon u.a. herausgestellt und kritisiert werden, zeigen Schwarze Feministinnen wie Patricia Hill Collins u.a., wie darin wiederum typisierte/„männliche“ Privilegierungen und die Ent_Erwähnung Schwarzer Frauen/Frauisierter unreflektiert bleiben. An den Black Studies in den USA analysiert Michelle Wright Asymmetrien durch die Dominanz der „Middle Passage Epistemology“, durch die Schwarze, die nicht in diese Erzählung passen, nicht benannt werden. In *The Physics of Blackness: Rethinking the African Diaspora in the Postwar Era* – so der Titel ihres aktuellen Forschungsprojekts – zeigt Michelle Wright, dass die geschichtlichen Diskurse auf Newtons lineares Zeitkonzept aufbauen. Andere Analysen sind möglich, wenn andere Konzeptualisierungen von Zeit, z.B. als Entropie (d.h. Bewegung von einer geordneteren zu einer loserer Struktur), zu Grunde gelegt werden. Michelle Wright plädiert für Forschungen zur „multidimensionality of Blackness“ und für eine Kritik statisch und universell gedachter Kategorisierungen. Die Umsetzung dieser Kritik an generalisierenden Kategorisierungen in Forschungspraxis verlangt, dass For_scherinnen ihre eigene Positionierung und deren Effekte auf ihre Analysen transparent machen: „Demystify the universal – position yourself – write the obstacle.“ (Michelle Wright)

Im Dokt_orandinnenworkshop arbeiteten wir mit verschiedenen Methoden an der Frage, wie Forsch_e_rinnen vor dem Hintergrund interdependenter Machtverhältnisse und als darin je spezifisch sozial positionierte Personen verantwortungsvoll handeln – forschen, schreiben, fragen, sprechen... – können. Zum Beispiel wurde ausgehend von Grada Kilombas Frage „Wer bin ich?“ die eigene Positionierung spontan und anonym anhand von drei Wörtern festgehalten. Anschließend wurden diese per Losverfahren innerhalb der

Gruppe ausgetauscht und laut vorgetragen. Ziel war es zu erkunden, inwieweit es möglich ist, eine andere Positionierung anzunehmen und welche ‚gefühlte Nähe‘ zu anderen Positionierungen sich aus einer Art ‚empathischer Identifikation‘ damit herstellen lässt oder auch nicht. Die strukturelle Dimension eines solchen Versuchs und seiner Grenzen und die Notwendigkeit, sich diese bewusst zu machen, wurden im Gespräch über Forschungsfragen und -designs sehr deutlich.

Fazit Adetoun: Sexismus as well as Racism sell. Top entscheidet (*Weiß*) und Bottom sind marginalisierte Gruppen (Black/Disableized/Frauisierte), die sich heute wie damals erklären müssen. Sie machen darauf aufmerksam, dass die beschränkten Ressourcen und Zugänge für Black/Disableized/Frauisierte eine Rassismus-Utopie aufrecht erhalten. Konkret lässt die andauernde diskursive Verhandlung von Rassismus und Sexismus Um_benennungen zu, die moralisches Schuldeingeständnis und konsequente materielle Wiedergutmachung verhindern (Reparationen für historisches und kulturelles Unrecht vergangener kolonialrassistischer Genozide). Rassismus ist eine Waffe und meine Waffe ist die Solidarität und Teil dieses Seminar zu sein gehört dazu.

Aus meiner, Kathrins, Perspektive war es ein wichtiger Teil der Arbeit im Seminar, mir immer wieder bewusst zu machen und am eigenen Sprechen, Denken und Forschen nachzuvollziehen, dass ich als *weiße* Person im Sprechen, Schreiben ... zu Rassismus immer potentiell die koloniale Ordnung re_produziere. „You have to ask your own questions“, so Grada Kilombas Aufforderung an über Rassismus privilegierte For_scherinnen, mit der sie davor warnt, in einem ‚Forschen über‘ Kolonialismus und Rassismus zu wiederholen, und auf die Verantwortung verweist, die unbenannte *weiße* Norm bzw. ihre Entnennung auch an sich selbst zu reflektieren und transparent zu machen und ihre Funktionsweisen und Effekte aufzudecken.

Zu kritischer Forschung, in der die Positionierung der For_scherinnen berücksichtigt wird, gehört auch, so Lann Hornscheidt, das Interdependenzkonzept im wissenschaftlichen Arbeiten umzusetzen. Das bedeutet, Rassismus, Sexismus/Genderismus und Ableismus nicht als einzelne De_privilegierungen herzustellen und auch nicht nur eins dieser Machtverhältnisse als Forschungsgegenstand auszuwählen, weil dadurch ein additives Verhältnis der Diskriminierungen hergestellt und die tatsächliche Interdependenz, das Verwobensein der Machtverhältnisse, entnannt wird. Forschung, die politisch verantwortungsvoll umgesetzt, also möglichst weitgehend ohne Re_produktionen von Diskriminierungen und Privilegierungen realisiert werden soll, muss daher alle Machtverhältnisse berücksichtigen. Diesen Herausforderungen stellt sich auch ein studentisches Projekt, das zum Abschluss des Workshops präsentiert wurde. Die Intervention „Who is missing? And why?“ zeigt „Normierungen, Ausschlüsse und Weglassungen in der Selbstdarstellung der Humboldt-Universität“ anhand von Portraits und Skulpturen, die die HU im und um das Hauptgebäude ausstellt (<http://whoismissingandwhy.blogspot.de/>).

Interdependenzen einzubeziehen, wahrzunehmen und benennbar zu machen bedeutet, so stellten wir im Workshop immer wieder fest und merken wir auch im Schreiben dieses Berichts, kontinuierlich das eigene Forschen, Schreiben, Handeln zu reflektieren und sich darin kritisch und transparent zu ver_orten. Es bedeutet auch anzuerkennen, dass Fragen nicht universell beantwortbar sind und immer wieder neu gestellt und hinterfragt werden müssen.

Katrin Köppert

Bericht: „Biotechnoethics: Mapping (prospective) bodily landscapes“

17.-18. Januar 2013

Wie jedes Semester richtete das Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin auch im Wintersemester 2012/2013 ein Kolloquium aus und kooperierte für das diesmalige Schwerpunktthema mit dem Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der Technischen Universität Berlin. Unter dem Titel des Kolloquiums „Biotechnoethics: Mapping (prospective) bodily landscapes“ und der Leitung von Pat Treusch, Gabriele Jähner und Hanna Meißner stand der Körper als Landschaft biotechnologischer Umarbeitungen im Mittelpunkt zahlreicher Zu- und Eingriffe. Zu den Eingriffen lassen sich Organtransplantationen, Ambient Assisted Living, d.h. umgebungsunterstütztes Leben und Altern, Brain-Tuning und Robotik zählen. Disziplinäre Zugriffe bildeten queer-feministische Wissenschafts- und Technikforschung, Visual Technoscience Studies, kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft, Technikphilosophie sowie politische Ökonomie.

Am Ende des zweitägigen Kolloquiums scheint es fast so, als würde eine Antwort auf die durch die Klammersetzung angedeutete Frage nach den prospektiven, also aussichtsvollen und hoffnungsvollen Körperlandschaften gegeben. **Sigrid Schmitz** (Wien) beendete den Abschlussvortrag des Workshops mit den nachdenklichen und mahnenden Worten, die Entwicklungen im biotechnologischen Bereich müssten entschleunigt und einer stärkeren Reflektion und sozialen Verhandlung unterworfen werden. Statt Prospektion also Reflektion? In diesem Sinne scheint es kein Zufall, dass das Kolloquium anhand eines Überblick über neuro-technologische „Machenschaften“ mit dem Gehirn endet statt mit dem Herz, das im Zentrum des Eröffnungsvortrags von Magrit Shildrick stand. „We are our brains“. Das zerebrale Subjekt, das Schmitz als zentrale Kategorie der Definition von Selbst, soziokulturellen Prozessen und Zukunftsvisionen entlarvt, scheint sich der Dynamik des Kolloquiums bemächtigt zu haben. Sind bioethische oder wie der Titel suggeriert biotechno-ethische Fragen also doch nur im Modus der Reflektion, der Kritischen Theorie oder Kritischen Ontologie möglich? Gleichwohl **Pat Treusch** (Berlin) Kritik in Referenz auf Michel Foucault, Judith Butler und Sabine Hark in ihrem Vortrag als das einführt, das in der Verweigerung des Zelebrierens von Grenzauflösungen eine neue Wertepaxis anbietet, wird sie auf das Erkenntnistheoretische reduziert. „[T]heory' [again] has become almost simply coextensive with the claim [...] *It 's not natural*“ (Sedgwick 2003: 109). Kritik wird folglich auf die reflexive Kraft des Gehirns beschränkt. Das Potential des Gehirns, auf materieller Ebene Kritik zu üben, wird zumindest am Ende des Kolloquiums nicht mehr in Betracht gezogen. Kann folglich Kritik an dem, was wir denken, aber auch was wir materiell werden, nur vom Ort des Denkens aus und nicht des Werdens erfolgen? Eine Frage, auf die es im Verlaufe der Veranstaltung so manchen Ansatz einer Antwort gab. Daher noch mal zurück auf Anfang:

An diesem stand nämlich der Vortrag von **Margrit Shildrick** (Linköping) zum Thema der Organtransplantation. Aus der Perspektive der Phänomenologie, also der psychischen und körperlichen Erfahrung und Wahrnehmung, betrachtete Shildrick den biotechnologischen Schnitt in den Körper und die Verpflanzung von Organen nicht nur als Erfolgsgeschichte des technisch Machbaren. Die Plastizität des Körpers, zu der schmerzliche Empfindungen des Verlusts zählen, würde die diskursiv verfügte Vorstellung, Biotechnologie könne das Versprechen der vollständigen Wiederherstellung der körperlichen und seelischen Ganzheit

erreichen, unterlaufen. Eine u.a. von ihr durchgeführte wissenschaftliche Studie zeigte, dass darüber jedoch im öffentlichen Diskurs geschwiegen wird. Eine alternative Bioethik würde darin bestehen, das Versprechen der Reparierbarkeit des Selbst als Lüge zu enttarnen. Das fußt unter anderem darauf, dass das Selbst nicht wiederherstellbar ist, weil es bereits hybrid ist. Zudem würden die Unvorhersehbarkeiten des Fleisches und der affektiven Reaktion Teil der bioethischen Argumentation werden. Die chemische, affektive und nicht planbare Reaktion miteinander verschmelzender Körperteile und -flüssigkeiten nicht zu verschweigen, sondern in ihrer Aktivität zu benennen, könne helfen, Erfahrungen des Schmerzes nicht länger als solche des Verlustes zu empfinden. Darüber hinaus könne die Offenheit gegenüber den Unvorhersehbarkeiten materieller Kräfte bewirken, sich anderen zuzuwenden, statt sich von ihnen abgeschlossen wahrzunehmen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kam **Hanna Meißner** (Berlin) in Auseinandersetzung mit der von Margrit Shildrick geforderten Rekonfiguration bioethischer Debatten. Insofern Meißner anders als Shildrick davon ausging, dass Biotechnologie längst nicht mehr im Rahmen des modernen Diskurses deterministischer Wahrheitsansprüche zu verstehen sei, sondern im neoliberalen Kontext höchst mobilisierter und in ihrer Fertigkeit offen gehaltener Meinungen und Emotionen, sprach sie sich für ein Counter-Narrativ aus, das eine Öffnung hin zu anderen gerade deswegen ermögliche, weil die Abhängigkeit zu ihnen Berücksichtigung finde. Sich anderen aufgrund des Eingeständnisses der eigenen Abhängigkeit oder Prekarität gegenüber zu öffnen, gäbe den unvorhersehbaren Möglichkeiten und transformativen Potentialen Raum. Diese Trans-Formationen von Realität ereigneten sich jedoch nicht nur im Modus Kultur, sondern auch in dem der Natur. Diese Modi zusammengehörig zu thematisieren, ermögliche die zentrale Rolle menschlicher Agency zu hinterfragen, ohne sich der Instrumente historischer Analyse zu berauben.

Lässt sich der Vortrag von **Cecilia Asberg** (Linköping) zum Thema der Biomedikalisierung von Alzheimer als Anwendung dieser zwei auf Augenhöhe miteinander agierender Modi beschreiben? Asberg schließlich brachte eine eher kulturwissenschaftlich inspirierte Kritik an der visuell verfassten Vergeschlechtlichung der Erkrankung mit einer Perspektive zusammen, die sich mit Fragen der Materialisierung vom prä-diskursiven Element ausgehend beschäftigte. Die dekonstruktive Lesart von Werbeanzeigen der Pharmaindustrie hakte somit in Überlegungen ein, materielle und molekulare Veränderungen und Ereignisse im Körper einer an Alzheimer erkrankten Person als Dekonstruktionshandlungen von in biotechnologischen Visualisierungen produzierten Wahrheiten zu verstehen. Die in den Bildern suggerierte Behauptung, sich trotz der Erkrankung nicht aus (hetero)sozialen Beziehungen zurückziehen zu müssen und intergrierbar zu bleiben, würde durch das sukzessive Verschwinden neuronaler Verknüpfungen bzw. die „protein misbehaviors“ konterkariert. Während die Bilder ein normatives Verständnis menschlicher Subjektivität konstruierten, sei es die Krankheit, die das Selbst in Frage stelle: sie ist ein „death that leaves the body behind“.

Der Tod schließlich ist, was **Mike Laufenberg** (Berlin) in seinem Vortrag, als Demarkationslinie für die Frage nutzte, ob der Biotechnologie – in ihrem Streben nach maximaler Extension des Lebens und vor allem guten Lebens im Altern – eine natürliche Grenze gesetzt sei. Es ließe sich mit dem Titel des Theaterstückes von Chris Kondek antworten: „Even the dead are not save from the living“. Nur war das nicht Laufenbergs Thema. Vielmehr ging es darum, dass sich die Lebenden vom Tod und dem zum Tod führenden Altern bedroht sähen, wie in Anbetracht der zahlreichen technologischen

Entwicklungen zur Verlängerung des Lebens deutlich würde. Dass mit der Intention, das Leben zu verlängern sowie die physische und kognitive Leistung im Alter beizubehalten, nicht zwangsweise gesellschaftlicher Fortschritt verbunden sei, leitete Laufberg mit einer Foucault-Lektüre des von Marx inspirierten Begriffes der Technologie her. Wichtig dabei sei, Biogerontechnologie nicht als Schreckgespenst der Abschaffung menschlicher Leistung – wie in dem Falle der Care-Arbeit – zu verstehen, sondern als Instrument der Prekarisierung ebenjener. Sein Eingangsargument, dass das technisch-medizinische Versprechen, die Probleme der alternden Gesellschaft zu lösen, auf eine Krise der Pflege- und Reproduktionsarbeit trafe, lässt sich unter Verwendung seiner eigenen Herleitung ergänzen: das Versprechen trifft nicht auf die Krise, sondern produziert sie – unter anderem weil die Lücke, die die Prospektion zur Gegenwart aufreißt, nicht für alle spürbar sei. An die Hoffnung können sich alle hängen, aber die Gegenwart ausbaden müssen nur wenige. Die Technologie der Hoffnung sei also eine der Ökonomie bzw. Prekarisierung. In diese hineingezogen seien letztendlich auch die, die das Privileg haben, diese Entwicklungen nutzen zu können: „Anti-Ageing becomes a lonely business.“

Das kann jedoch nur vor dem Hintergrund eines Sozialitätsbegriffes verstanden werden, der zum Beispiel der Interaktion von Menschen und Care-Robots keine soziale Kooperation unterstellt. **Pat Treusch** in ihrem Vortrag jedoch sprach hinsichtlich des Pflege-Roboters von einem Szenarium des geteilten Arbeitsplatzes. Zusammen mit den anderen Szenen des Roboters als 1. Assistent und 2. das dem Menschen Nachempfundene kam sie zu dem Schluss, dass sich Bedeutungen von dem, was als menschliche Gesellschaft verstanden wird, verschieben. Um zu verstehen, wie diese Umarbeitung im Bild der Mimikry, das sie für den Entwurf der Szenen nutzte, funktioniere, schien es wichtig, auf den humanoiden Roboter nicht als simplen Nachbau des Menschen zu verweisen, sondern als materiellen Agenten der Produktion von Bedeutung. Bedeutung – Signifikation – Imagination: um mit einer der initialen Fragen **Bettina Papenburgs** (Utrecht) fortzufahren: Welche Imaginationen von Geschlecht, Alter, Befähigung werden im haptisch-affektiv-materiellen Kontakt mit Biotechnologie aktiviert? Diese Frage aufzuwerfen schein notwendig, wenn anders als in der griechischen Antike Hybride nicht länger als Fantasien zu verstehen seien, sondern als Realitäten in der Lage seien, Imaginationen und vor allem auch Affekte auszulösen. Im Gegensatz zu Treusch, die den Humanoiden im affirmativen Moment ihrer, wie sie sagte, „pleasure“ betrachtete, beschrieb Papenburg Affekte wie Angst und Wut in Anbetracht von Kreaturen, die dem wissenschaftlichen Fortschritt dienen sollen. Jedoch würden die Kreaturen zugleich auf die „freakishness“ und Verletzlichkeit der Betrachtenden selbst verweisen – das mache wiederum ihren Reiz aus. Im Spannungsfeld widersprüchlicher Affekte entstünde somit ein Sog, sich ins Verhältnis mit Kreaturen und darüber hinaus mit der Biotechnologie zu setzen. Damit entstünde die Möglichkeit, Biotechnologie, die sich einem gegenüber als indifferent darzustellen versuche, affektiv zu konfrontieren.

Dass sie nämlich nicht indifferent ist, arbeitete **Susanne Lettow** (Berlin) am Beispiel der Ökonomisierung von Biotechnologie wie auch von Bioethik heraus. Im Rahmen von Biotechnologien würden Materialien zunehmend als Waren und Güter konstituiert. Und insofern Organe, Eizellen oder Versuchstiere ausschließlich innerhalb des Diskurses der positivistischen Valorisierung adressiert würden, könne Bioethik nur noch im Modus eines richterlichen Beschlusses bzw. von Erlaubnis und Verbot agieren. Diese Juridifizierung bewirke, dass Bioethik sich nur noch mit der Frage eines positiven oder negativen Entscheids über die Resultate von Biotechnologie beschäftige, statt sich im Sinne einer Ethologie mit den sozialen und politischen Beziehungen auseinanderzusetzen. Das führt mich zum Anfang dieses Berichtes, aber das Ende des Kolloquiums zurück. Wie **Sigrid**

Schmitz resümierte, müsse es darum gehen, Biotechnologie in ihrer sozialen Eingebettetheit zu verstehen: Wer schreibt die Skripte? Wer und in welchen Aushandlungen entscheidet über körperliche Figurationen der zu entwickelnden Technologie? Auf welcher Basis der kulturellen und vergeschlechtlichten Konnotation von Farbe zum Beispiel wird entschieden, dass Bilder neuronaler Ströme rot aufleuchten? Der Wichtigkeit dieser Fragen keinen Abbruch tun jedoch die Hinweise auf das Potential materieller Agency in den Laboren. Die Fruchtfliegen in der Alzheimer-Forschung, die Gewebe der sich mehr oder weniger gut verbindenden Organe oder der Arm des Care-Roboters richten sich nicht immer nach den biotechnologischen Skripten perfekter Abläufe. Actually, the living are not safe from the dead, the animal, the tissue: und das ist nicht Horror, sondern Chance.

Julia Brummert

Agriculture and Sustainable Rural Development in Times of Crisis – Critical Engagement from a Gender Perspective

25.-26.1.2013, Humboldt-Universität zu Berlin

Hungersnöte und Ernährungskrisen stehen in einem engen Zusammenhang mit anderen weltweiten Krisenentwicklungen. Die Finanzkrise, der Klimawandel und bewaffnete Konflikte beeinflussen und verstärken sich gegenseitig und erschweren die Lebensbedingungen, vor allem von Menschen in ländlichen Regionen. Wie eine Gender-Perspektive nützlich sein kann, um die Beziehung von landwirtschaftlicher Produktion, unbezahlter reproduktiver Arbeit und der Umwelt in Bezug auf diese Krisen zu untersuchen, sollte die Tagung des Fachgebiets Gender und Globalisierung der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin am 25. und 26. Januar 2013 zeigen. Die internationale Konferenz wurde von Prof. Dr. Christine Bauhardt und Dr. Gülay Çaglar anlässlich der Verabschiedung von Dr. Parto Teherani-Krönner veranstaltet.

Den **Eröffnungsvortrag** am Freitagabend hielt Wendy Harcourt vom International Institute for Social Studies in Den Haag. Anknüpfend an das in den neunziger Jahren viel diskutierte Konzept der sustainable livelihoods kritisierte sie den derzeitigen globalen Nachhaltigkeitsdiskurs. Nachhaltigkeit sei zu einem Grundprinzip für wachstumsorientierte Agrarpolitiken geworden, ohne die mit Nachhaltigkeit ursprünglich verbundene Idee sozial- und umweltverträglicher Entwicklung zu berücksichtigen. Genderfragen seien somit nur noch dann interessant, wenn es um einen reibungslosen Ablauf marktförmiger Prozesse gehe. Was Frauen alltäglich für die Überlebenssicherung leisten, ohne dass dies für den ökonomischen Mainstream sichtbar ist, zeigte sie am Beispiel der „buen vivir“-Bewegung in Lateinamerika, in der sich viele Frauen engagieren und die ein „gutes“ und nicht ein „besseres Leben“ fordern. Für den globalen Norden verwies Harcourt auf die Slow Food-Bewegung und ihre Orientierung an lokaler Nahrungsmittelproduktion und -verarbeitung.

Das Programm am Samstag war umfangreich. In fünf Panels wurden verschiedene Aspekte der Krisen und ihrer Auswirkungen auf periphere Weltregionen diskutiert. Das **erste Panel** thematisierte die soziale Einbettung ländlicher Ökonomien und arbeitete die Grenzen marktorientierter Sichtweisen auf das soziale Gefüge im ländlichen Raum heraus.

Wie sich die weltweite Preisinstabilität für Nahrungsmittel auf einzelne Regionen in der Welt auswirkt, untersuchen Alexandra Kelbert und ihr Team vom Institute of Development Studies, Sussex, in ihrem von Oxfam unterstützten Forschungsprojekt. Die ForscherInnen begleiten Menschen in zehn Ländern der Welt über mehrere Jahre und ermitteln über

Interviews und Beobachtungen, welche Auswirkungen die Instabilität der Lebensmittelpreise auf der Makroebene auf die Mikroebene, nämlich auf die lokalen Lebensbedingungen der LandwirtInnen und HändlerInnen, haben. Hierbei geht es nicht nur um die Menge an Nahrungsmitteln, die gekauft und verkauft werden kann, sondern vor allem auch um einen Wandel des sozialen Lebens. Kelbert sprach von Veränderungen wie beispielsweise von Migrationsbewegungen der Frauen in die städtischen Arbeitsmärkte, aber auch von Veränderungen auf einer sehr persönlichen Ebene, nämlich von der Scham, FreundInnen aufgrund der extrem knappen ökonomischen Situation nicht einmal mehr auf einen Kaffee einladen zu können, oder von der Scham der Männer, Tätigkeiten zu verrichten, die nicht als „männlich“ gelten.

Gudrun Lachenmann betonte in ihrem Vortrag „Ester Boserup Revisited“ die für Ökonomen noch immer unsichtbare, aber dennoch ökonomisch unverzichtbare Arbeit von Frauen, auf die Boserup verwies. In der Diskussion stellte sich heraus, dass Ester Boserups Arbeit durchaus kritisch gesehen werden kann, jedoch wurde ihr großer Beitrag zur Thematisierung von Gender-Aspekten in der Entwicklungsökonomie herausgestellt.

Was im Beitrag von Alexandra Kelbert bereits deutlich wurde, konnte Olanike Deji von der Obafemi Awolowo University aus Nigeria an weiteren Beispielen zeigen. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf den Entwicklungen in Nigeria. Sie zeigte auf, dass 65 Prozent der Frauen in Nigeria unterhalb der Armutsgrenze leben, was nicht zuletzt mit Vorstellungen von Geschlechterrollen und dem fehlenden Zugang von Frauen zu Bildung, Technologien und Ressourcen im ländlichen Raum zusammenhängt – Folge neoliberaler Politik seit den 1980er Jahren.

Beim **zweiten Panel** des Tages wurden die Mensch-Natur-Verhältnisse aus einer feministischen Perspektive theoretisch, politisch und forschungspraktisch beleuchtet.

Wendy Harcourt, die bereits am Freitag das Hauptreferat der Tagung gehalten hatte, eröffnete das zweite Panel mit fünf Thesen zu einer Standortbestimmung für eine feministische politische Ökologie. Sie betonte die Notwendigkeit, von der alltäglichen sozialen Reproduktion ausgehend bestehende Machtverhältnisse zu transformieren. Die Beziehungen zwischen Körper, Care und Gender seien dazu neu zu denken. In Abgrenzung zu den aktuellen Debatten um Grünes Wachstum fragte sie nach den sozialen Räumen, in denen widerständige Alltagserfahrungen thematisiert werden können. Harcourt wandte sich provokativ gegen den „terror of inclusion“, die Integration in den Mainstream aktueller ökonomischer und ökologischer Wachstumspolitiken.

Daran inhaltlich direkt anschließend stellte Christine Bauhardt ihre Überlegungen zu einer Neuformulierung ökofeministischer Theorie dar. In ihrem Beitrag bezog sie die feministische Ökonomiekritik auf neuere Debatten des Material Feminism. Im Ansatz der Queer Ecologies sieht sie eine vielversprechende Möglichkeit, die feministische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Naturverhältnissen im Konzept der von Donna Haraway so genannten „naturecultures“ weiter zu entwickeln. Perspektivisch, so Bauhardt, kann damit die unselige Verquickung der natürlichen ReProduktivität mit Weiblichkeit und Mütterlichkeit aufgelöst werden.

Martina Padmanabhan von der Universität Hannover präsentierte Überlegungen zur Umsetzung von ökologischen und feministischen Ansätzen in agrarwissenschaftlicher Feldforschung. Ihr Forschungsprojekt BioDIVA, in dem deutsche und indische WissenschaftlerInnen zusammen arbeiten, ist der geschlechtergerechten und nachhaltigen Nutzung von Biodiversität auf der Spur. Ausgangspunkt der Forschung ist das Wissen von

Frauen im Umgang mit verschiedenen Reissorten, mit deren Anbau und ihrer Konservierung in Südindien. Im Zentrum des Vortrags standen die praktischen Schwierigkeiten interdisziplinärer Zusammenarbeit über kulturelle Differenzen hinweg.

Im **dritten Panel** ging es um das Konzept der Ernährungssicherheit und die Frage, wie dieses umgesetzt werden kann.

Das Recht auf Nahrung, ein Konzept nach Jean Ziegler, gehört zentral zu den Menschenrechten. Dieses Recht kann aber nicht von allen Menschen auf der Welt wahrgenommen werden. Stefanie Lemke beleuchtete in ihrem Vortrag das Konzept des Rechts auf Nahrung und betonte die Bedeutung von Ernährungssouveränität als die Grundlage für Ernährungssicherheit. Das Recht auf Nahrung sei ein politisches Mittel, diese Souveränität für alle Menschen herzustellen, die ProduzentInnen mit einzubeziehen und somit einen Schritt gegen den Welthunger zu gehen. Hierbei sei es aber von großer Bedeutung, nicht nur die allgemeinen Menschenrechte, sondern darüber hinaus auch die Rechte der Frauen und die je spezifischen Machtverhältnisse in Betracht zu ziehen, um langfristige Lösungen zu finden.

„Niemanden zu haben, mit der/dem man gemeinsam essen kann, bedeutet Armut“, sagte Parto Teherani-Krönner in ihrem anschließenden Vortrag. Sie stellte die Frage, inwiefern das Recht auf Nahrung nicht eigentlich ein Recht auf Ernährung samt ihrer kulturellen und sozialen Einbettung sein müsse. Jede Beziehung beginne mit einem gemeinsamen Getränk oder einer gemeinsamen Mahlzeit, dies sei ein nicht zu verachtender Faktor für die sozialen Beziehungen zwischen Menschen, betonte Teherani-Krönner. Dies bedürfe aber mehr als nur des Zugangs zu Rohstoffen: Um eine Mahlzeit zuzubereiten brauche es neben agrarischen Rohprodukten vor allem das Wissen um deren Zubereitung sowie Wasser, Energie und Menschen, mit denen man/frau gemeinsam essen kann; und so forderte Teherani-Krönner weniger das Recht auf Nahrung, als vielmehr eine Mahlzeitenpolitik. Mit Blick darauf, dass es Frauen sind, die für die tägliche Ernährung zuständig sind, argumentierte sie gegen die Vorstellung, dass Ernährungssicherung vor allem durch höhere Produktivität in der landwirtschaftlichen Produktion zu erreichen sei.

Elisabeth Meyer-Renschhausen beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der städtischen Kleinlandwirtschaft. Sie zeigt, dass in Gemeinschaftsgärten und an öffentlichen, brach liegenden Plätzen im Laufe der vergangenen Jahre immer mehr Orte entstanden sind, die von ganz unterschiedlichen Menschen zum Anbau von Nahrungsmitteln genutzt werden. In ihren Ausführungen bezog sich Meyer-Renschhausen vor allem auf Erfahrungen aus Berlin und New York, in denen die Gärten eine immer größere Bedeutung bekommen haben. Diese Erfahrungen zeigten, dass diese Gärten eine „versteckte moderne Universität“ für die Menschen seien, in denen sie neben dem Anbau von Gemüse und Pflanzen auch etwas über den eigenen Umgang mit der Umwelt und die Wertschätzung von Nahrungsmitteln lernen. Die Gärten seien nicht nur ein Ort der Arbeit und anschließender Erholung, sondern auch eine Möglichkeit des Empowerments für gesellschaftlich marginalisierte Gruppen und eine Basis für die Gemeinschaft ganz unterschiedlicher Menschen.

Das **vierte Panel** am Nachmittag befasste sich mit bewaffneten Konflikten, die in einem engen Zusammenhang mit Ernährungskrisen stehen.

Die Situation für die Menschen in den betroffenen Gebieten ändert sich grundlegend, das alltägliche Leben wird gefährlicher und unterliegt einem Wandel, wie Rita Schäfer in ihrem Auftaktvortrag zum vierten Panel an diesem Nachmittag vorstellte. Was macht ein Krieg mit

Familien? Mit Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit? Schwerpunkt ihrer Überlegungen ist, dass eine kritische Gender-Perspektive nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer im Blick haben muss. In bewaffneten Konflikten passiere es häufig, dass die Männlichkeit der heimischen Männer in Frage gestellt werde; ihnen werde Verantwortung durch Männer von der gegnerischen Seite, aber auch von Seiten zum Beispiel der UNO-Blauhelmsoldaten entzogen, wodurch neue Machtverhältnisse unter Männern mit gravierenden Folgen entstünden. Im Zuge bewaffneter Konflikte würden die Rollen neu zugeschrieben: Frauen, vor allem junge Frauen, bekämen die Verantwortung für die gesamte Familie zugewiesen, während vor allem junge Männer jeglicher sozialer und ökonomischer Macht beraubt würden.

Als Beispiel für Krisen in Konfliktgebieten, die das Geschlechterverhältnis positiv für Frauen verändern, verwies Gihan Adam Abdallah von der Ahfad University for Women in Omdourman auf Al Dagag, ein Dorf in Nord Sudan. Die Gegend ist – wie Abdallah sehr ausführlich darstellte – besonders schwer von ständigen Trockenperioden, Hungersnöten und erschwerten Lebensbedingungen insgesamt betroffen. Doch durch soziale Netzwerke würden sich Frauen gegenseitig unterstützen, beispielsweise indem sie sich gegenseitig Geld zur Verfügung stellen. Dadurch seien Frauen in Al Dagag selbstständiger geworden, sie hätten eigene Läden eröffnet und sich zum Oberhaupt ihrer Familie gewandelt.

Auch Ulrike Schultz hat sich in ihrer Forschung über Jahre mit Veränderungen in Krisenregionen aus einer Geschlechterperspektive befasst. Sie hat in einer Langzeitstudie verschiedene Gruppen, die in Khartum lebten, bei ihren Umsiedlungen nach dem Friedensabkommen 2005 in den Südsudan begleitet und erforscht. Im Mittelpunkt ihres Interesses stand dabei die Frage, wie neue Gemeinschaften aus alten entstehen können und welche Rolle Männer und Frauen bei der Aneignung ihrer neuen „Heimat“ spielen. Schultz verdeutlichte in ihrem Vortrag, dass nicht nur die Geschlechtszugehörigkeit eine zentrale Rolle beim Aufbau neuer Gemeinschaften spiele, sondern vor allem auch die ethnische Zugehörigkeiten der Südsudanesischen. Allerdings würden sich vor allem Männer positiv auf ihre ethnische Zugehörigkeit beziehen, wohingegen Frauen „ethnische Grenzgängerinnen“ seien und die Bedeutung von Ethnizität eher herunterspielten. Vor diesem Hintergrund plädierte Schultz dafür, dass Veränderungen in Krisenregionen nur unter Berücksichtigung der Komplexität der Kategorie Geschlecht, nämlich in ihrem Wechselverhältnis zu anderen sozialen Kategorien (z.B. Ethnizität), verstanden werden können.

Der Schwerpunkt im **fünften und letzten Panel** lag beim Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen und Umweltkrisen. Fragen nach Gender-Aspekten in Konzepten, die vermeintlich „grün“ eingestuft werden, und vor allem die Frage nach gender- und umweltgerechter Nachhaltigkeit kam in den Diskussionen gegen Abend zur Sprache.

Christa Wichterich vertrat in ihrem Vortrag die These, dass sich die Vielfachkrise, mit der sich die Tagung befasste, nicht so einfach durch eine „green economy“ lösen lasse. Sie stellte verschiedene Konzepte wie den „Global Green New Deal“ und den „Green Growth“ genauer vor und kam zu dem Schluss, dass all diese Konzepte weniger darauf hin zielten die Krisen zu lösen, als vielmehr dem Kapitalismus und den Marktkräften noch stärker zur Durchsetzung zu verhelfen. Dies geschehe hauptsächlich dadurch, der Natur einen finanziellen Wert zu geben, wie sich dies am Handel mit Emissionsrechten nachdrücklich zeigt. All diese Konzepte führten dazu, den Umweltgedanken noch weiter von den sozialen Verhältnissen zu entfernen. In einem nächsten Schritt betrachtete sie die Überlegungen zum Thema Gender in all diesen Konzepten. Besonders kritisch sah Wichterich die

Inklusion von Frauen in diese wachstums- und marktorientierten Konzepte, die nach ihrer Ansicht in keiner Weise zu einer Ökonomie beitragen, die den natürlichen Grenzen und den sozialen Bedürfnissen der Menschen Rechnung tragen.

Susanne Neubert vom Seminar für ländliche Entwicklung der Humboldt-Universität stellte mit dem Ansatz der Conservation Agriculture in Subsahara Afrika eine Methode für klimafreundliche und lokal angepasste Feldbewirtschaftung vor. Bei dieser Methode wird der Pflug durch Hackbau ersetzt, um weniger CO₂ aus dem Boden freizusetzen. Gleichzeitig wird weniger Dünger und weniger Herbizid benötigt. Allerdings ist die Arbeitsbelastung, die dabei entsteht, wesentlich höher als mit der maschinellen Bearbeitung. Inwiefern diese Herangehensweise die Rolle der Frauen in der agrarischen Ökonomie stärkt oder doch nur ihre Arbeitsbelastung erhöht, wurde anschließend kontrovers diskutiert.

Im letzten Vortrag kam Dang Tung Hoa von der Water Resource University in Hanoi noch einmal auf die Bedeutung der Menschen vor Ort zu sprechen. Am Beispiel des Wasser-Managements in Vietnam zeigte sie erneut auf, dass es wichtig ist, gerade beim Thema Wasser nicht auf die Gender-Perspektive zu verzichten. Wasser sei ein stark gegendertes Feld, das läge allein schon am unterschiedlichen Umgang mit dieser Ressource.

Gerade bei diesem letzten Panel der Konferenz zeigte sich die kontroverse Einschätzung der beteiligten Forscherinnen, was die Integration von Frauen in die Agrarökonomie und die ländliche Entwicklung insgesamt betrifft. Ganz sicher wird die soziale und ökonomische Bedeutung der Arbeit von Frauen für die (Über)Lebenssicherung vom agrarwissenschaftlichen Mainstream immer noch massiv unterschätzt. Gleichzeitig stellt sich die Frage, welches Verständnis von Ökonomie verhandelt wird, wenn es um agrarökonomische Konzepte geht. Geht es um immer mehr Wachstum und Produktivität, um Ernährungskrisen zu bewältigen? Oder müssten nicht Sustainable Livelihoods die Orientierung für eine sozial gerechte und naturgemäße Entwicklung sein?

(Julia Brummert ist Master-Studentin der Gender Studies an der Humboldt Universität zu Berlin und freie Journalistin. juliabrummert@yahoo.de)